



Die Verwaisten.

Die Geschichte einer Familie. Von Antonie Andrea.

(3. Fortsetzung und Schluß aus Nr. 6, S. 62.) Nachdruck verboten.

Im Hochsommer kam Hans nach Berlin zurück, stolz auf seine Erfolge und froh, die Schwestern wiederzusehen: das war seit lange der erste vergnügte Tag für Thilde. Eines Sonntagmorgens stellte er sich ungewöhnlich früh bei ihnen ein.

„Maggie,“ jagte er, „ich will dich eigentlich abholen — nach der Kunstausstellung, um dich mit jemandem bekannt zu machen. Thilde wird nichts dagegen haben. Sie kennt die junge Dame schon.“

„Allright, Bruder! Um eine junge Dame handelt es sich? — Am Ende Fräulein Thea? Brauchst nicht rot zu werden, Junge! Thilde hat mich längst eingeweicht.“

Hans strahlte über das ganze hübsche Gesicht: nein, wie schlau! Dafür mußte er seine schöne Maggie küssen. Natürlich, Thea! Sie hatten hinter dem Rücken der Eltern eine kleine, süße Korrespondenz eröffnet —

„Das hätten ihr bleiben lassen sollen,“ unterbrach Maggie ihn lächelnd; aber ihre Stimme klang ernst. „Fräulein Thea am wenigsten hätte darauf eingehen dürfen: Heimlichkeiten vor der Mutter sind ein Beweis des Mangels an Vertrauen zu ihr. Wir Mädchen drüben denken sehr strenge darüber.“

„Ach, ihr!“ rief Hans. „Ihr habt auch so viel Freiheit, wie ihr wollt. Bei uns ist das anders.“

„Ist mir noch nicht aufgefallen,“ versetzte Maggie. „Wenn man den rechten Gebrauch von ihr macht, hat man immer Freiheit! Was hinderte dich, Fräulein Theas Eltern um Erlaubnis zu fragen?“

„Da wären wir schön angekommen!“

Maggie sah das nicht ein. „Du hättest einfach gesagt,“ fuhr sie fort: „ich bin auf dem Wege, ein berühmter Künstler und ein Selbmademan zu werden. Ich liebe Ihre Tochter, sie liebt mich. Muß ich warten, bis ich Ihnen mit der vollendeten Thatsache vor die Augen treten kann, oder erleichtern Sie uns die Wartezeit dadurch, daß Sie uns einen Briefwechsel gestatten, den zu kontrollieren Sie jeder Zeit berechtigt sind?“

„Donner und Doria!“ lachte Hans, während er mit allen zehn Fingern seinen Lockenkopf bearbeitete. „Das nenne ich ein energisches Vorgehen. Bei uns in Deutschland ist man vorsichtiger. Was mich besonders betrifft, so könnte ich darauf schwören, daß dem Herrn Geheimrat immer nur mit vollendeten Thatsachen gedient ist. Bei Mama Geheimrat hat Thea schon etwas erreicht. Die fühlt sich noch immer ein wenig in unsrer, das heißt in Thildens Schuld. Im übrigen brennt sie darauf, meine vornehme Schwester aus Amerika kennen zu lernen. Thea und ich haben uns aber zunächst zum Besuch der Kunstausstellung verabredet. Sie erwartet uns dort — ohne Mama. Du darfst nicht nein sagen, Lady Maggie!“

„Well — meinetwegen.“

Zwischen den Blumen- und Rasenbeeten vor dem Eingang zur Kunstausstellung spazierte ein zierliches Dämchen, das Näschen in der Luft; ihre blonden Stirnlöckchen spielten in dem warmen Sommerwinde.

Hans eilte ihr entgegen: „Fräulein Thea! Hier bringe ich Ihnen meine Schwester Maggie.“

Die beiden jungen Mädchen schauten einander in die Augen; dann drückten sie sich herzlich die Hand.

„Herr Bernhardi, wie kommen Sie nur zu dieser entzückenden Schwester?“

„Wie man zu allem Glück im Leben kommt: im Schlaf, Fräulein Thea! — Ehe ich es vergesse, Thilde läßt schön grüßen.“ Er konnte sich vor Freude kaum lassen, der große Junge und angehende große Mann, der zu Hause eine Oper bis auf das letzte Endchen des letzten Aktes fix und fertig liegen und schon den Impresario für sich und sein Erstlingswerk gefunden hatte.

„Ach, Thilde hat es jetzt gut,“ jagte Fräulein Thea melancholisch, während der Schelm ihr aus den Augen lachte.

„Sie, gnädiges Fräulein, zur Schwester! Und unsereins läßt zu Hause die Flügel hängen. Wenn Sie wüßten, gnädi — nein, das hört sich zwischen uns zu komisch an! — Liebe Maggie,“ platzte sie plötzlich heraus, „wollen wir uns nicht duzen?“

„Oho!“ rief Hans eifersüchtig zwischen die neue, zärtliche Umarmung. „Ich bin wohl garnicht da?“

Er bekam sein Teil nachher: einen zärtlichen Blick, einen vielsagenden Händedruck, und später, zwischen den fremden Leuten und den prächtigen Gemälden, fiel auch hin und wieder ein verstoffenes „du“ für ihn ab.

Im übrigen hatten sie einander so viel zu sagen, daß sie für die Gemälde keine Zeit behielten. Maggie, die nicht verlobt war und manches schöne Kunstwerk in der großen Sammlung fand, verlor sie bald aus den Augen. Einmal, als sie sich nach ihnen umsah, fiel ihr ein Herr auf, der sie scharf fixierte. Es war ein stattlicher Mann mit einem dunklen Vollbart und einem eigenen schwermütigen Gesichtsausdruck.

Ihr war es, als hätte sie ihn früher schon irgendwo gesehen, aber sie entsann sich nicht wann und wo. Als er schließlich bemerkte, daß sein Anstarren ihr lästig wurde, zog er sich zurück. Nach einer Weile aber, als Maggie in den andern Saal getreten war, stand er plötzlich vor ihr und verneigte sich ehrerbietig.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, gnädiges Fräulein!“ jagte er eigentümlich ergriffen: „Sind Sie nicht Fräulein Bernhard?“

„Allerdings —“ Maggie sah ihn groß an. Es wurde ihr dabei zur Gewißheit, daß sie sich schon einmal gerade so Auge in Auge gegenüber gestanden hatten.

„Mein Name ist von Strachnig, gnädiges Fräulein.“

„Ah, jetzt erinnere ich mich — wir sind uns am Grabe meiner Schwester begegnet.“

Er verneigte sich noch einmal, und sie immerfort aufmerksam musternd sagte er: „Sie sehen ihr merkwürdig ähnlich! Das heißt — obgleich Sie einander nicht mehr gleichen als die rosenrote der weißen Rose. Das war es, was mich zwang, Sie anzureden. Sie verzeihen, gnädiges Fräulein, nicht wahr?“

Er sagte das so treuherzig offen, daß Maggie ihm die Hand entgegenstreckte. „Zu verzeihen ist da nichts, Herr von Strachnig! Wer unsrer Lina ein so freundliches Andenken bewahrt, der ist mir jederzeit willkommen.“

Ein Anflug von Berlegenheit kämpfte in seiner Träumermiene. „Wirklich, ein glücklicher Zufall!“ jagte er. „Ich bin erst seit gestern in Berlin — mitten aus der Landwirtsarbeit heraus. Im Grunde ein unzerzeihlicher Leichtsin.“

Maggie mußte lächeln: diesem großen, stattlichen Manne sprach eine wahre Kindesseele aus den Augen. „Ei,“ entgegnete sie munter, „dann sind Sie wohl ein großer Kunstenthusiast, oder führte Sie eine andre Sache von Wichtigkeit her?“

Er schüttelte trübselig den Kopf: „Feigheit — Feigheit war es. Weiter nichts.“ Und da Maggie verwunderte Augen machte: „Ja, wirklich, gnädiges Fräulein! Ich bekam es mit der Furcht — Furcht vor der Einsamkeit, dem Alleinsein. Seitdem ich vor drei Monaten meine gute, alte Tante verloren habe, halte ich es nicht mehr in dem großen, öden Herrenhause aus. Begreifen Sie das?“

„O, gewiß. Das Alleinsein ist nichts für junge —“ Nun, so jung war dieser Mann mit dem dunklen Bart, in dem schon ein paar weiße Härchen schim-

merten, wohl nicht mehr. „Ich meine, für Leute von Herz, verbesserte sie sich. „Ich bin ja nur in Deutschland geblieben, weil ich meine Schwester Thilde nicht allein lassen mochte.“

Das interessierte ihn. Die Tante hatte ihm damals erzählt, wie sehr diese Thilde von den andern Schwestern verehrt würde und was für ein liebes, verständiges Mädchen sie wäre.

„Auch von Ihnen sprach sie, gnädiges Fräulein! Lina hätte Sie nicht erkannt —“ Das übrige konnte er ihr doch nicht ins Gesicht sagen. „Sie ist ein wunderschönes, wirklich vornehmes Mädchen,“ hatte die Tante sich geäußert.

Jetzt tauchte Hans mit Fräulein Thea wieder auf. „Da ist mein Bruder!“ bemerkte Maggie. „Wenn Ihre Zeit es erlaubt, Herr von Strachnitz, mache ich Sie miteinander bekannt.“

„O, bitte! Ich wäre Ihnen außerordentlich verbunden —“ Er schien den ganzen Tag Zeit zu haben und der Kunstausstellung ein ungewöhnliches Interesse entgegenzubringen, obgleich er nur immer diejenigen Gemälde ins Auge faßte, auf die Maggie ihn aufmerksam machte. Auch die Persönlichkeit des jungen Künstlers fesselte ihn. Er gestand, ein großer Musikfreund zu sein und früher selbst Musik getrieben zu haben. In der letzten Zeit freilich rührte er seinen Flügel nicht mehr an. Er wäre verstimmt — seine Seele noch mehr. Aber wenn Hans ihn einst besuchen möchte, vielleicht käme das Instrument dann wieder in guten Klang.

Hans bedauerte: ehe seine Oper nicht in die Welt gegangen wäre, ließe sich das nicht machen. Wenn Herr von Strachnitz ihn aber nachher nach seiner Junggesellenbejahung begleiten wollte, wollte er ihm gern einiges aus seiner Oper vorpielen.

Herr von Strachnitz sagte zu, und als er sich später von Hans trennte, voll von den Eindrücken dieses Tages, war ihm zu Mute, als sei er um zehn Jahre jünger geworden.

Seit vierzehn Tagen befand Hans sich in der süddeutschen Residenz, wo seine Oper zur Aufführung einstudiert wurde. Es kamen häufige, doch immer nur kurze Berichte an Maggie, in denen seine wechselvolle Stimmung sich äußerte. Einmal hieß es: „Ich habe das Lampenfieber. Es ist zum Verzweifeln! Woher nahm ich bloß die Frechheit, diese musikalische Stimperei auf die Bühne bringen zu wollen? Maggie, hilf mir! Was soll ich thun?“

„Dear me!“ schrieb sie umgehend. „Wie kann man sein Herz nur ganz und gar an eine Sache hängen? Was thut's im Grunde, wenn diese Oper durchfällt? Das giebt Deinem Talent noch lange nicht den Todesstoß. Ich habe eine ganz andre Zuversicht. Wenn Du zehn Mißerfolge hättest, so würde ich sagen: das erste wird sein Meisterwerk!“

Ein paar Tage vor der Aufführung schrieb Hans: „Wißt Ihr, wer durchaus bei meinem Schmerzenskinde Gevatter stehen will? Der hinterpommersche Gutsbesitzer. Wahrscheinlich nimmt er mal wieder vor der Einsamkeit Reißaus. — Mache Du hast goldne Worte geredet. Wenn es zehntmal mal sollte, zum erstenmale mache ich es doch gut! Ich soll erst ein — bei den Proben, die lange nicht das erwartete — daß eine sogenannte „gute“ Musik noch eine gute Oper macht. Kannst Du nicht herkommen? Im Falle ich den Kopf verlieren sollte? Du wirst ihn mir wieder aufzurichten. Ich hätte nie geglaubt, daß ich diesen Hasenfuß zu sein.“

„Reise hin,“ sagte Thilde. „Ich kenn' diesen Abend wird ihn bis auf den Grund ergründen, ob er einen Sieg oder eine Niederlage davonträgt.“

Maggie reiste. Wen sie aber in der Provinz meistens sah, das war nicht ihr Bruder, sondern Herr von Strachnitz. Hans kam an dem Tage der Aufführung zum Theater heraus; so fand es sich von selbst, daß beide fast ausschließlich aufeinander angewiesen waren. Am Abend saßen die beiden Seite an Seite im dichtesten Publikum vielleicht in dem großen Publikum.

Den Befürchtungen des jungen Komponisten erzielte die Oper einen recht schönen Erfolg. Am Schluß der jungen Künstler vorgerufen wurde Herr von Strachnitz: „Das ist sein Bestes, immerhin jedoch besser als ein Mißerfolg.“

Hans kam nachher zu ihnen herausgeföhrt, sie zu einem großen Festessen bei der Privatgesellschaft der Hauptrolle gesungen hatte, mitnehmen.

„Nein,“ sagte Maggie. „Ich gehe direkt nach Hause und telegraphiere an unsre Thilde. Wir feiern diesen Abend.“ Auch Herr von Strachnitz telegraphierte.

„Ich vertrage Zerstreungen nur in kleinen Dosen,“ er, als er Maggie nach dem Telegraphenamt am heutigen Abend, wie er jetzt zum Abschluß der langen meine einsamen Stunden zu Hause beabsichtigte.

Sie gingen durch die Anlagen im Centralpark. Es war ein kalter, sehr klarer Abend. Am Himmel die Sterne — wie unzählige Leuchtkäfer auf dem schwarzen Felde. Herr von Strachnitz trat hin. Ihm war es, als wandelte er in einer Landschaft, die zwei Blüten an einem Stamme: die eine schon vom Frost geknickt, und die andre noch taufersch! Für wen mochte sie blühen? Maggie's unbefangenes Plaudern. Sie sprach sie sich freuen würde über den Erfolg ihrer Oper. Hans hätte sie immer ganz besonders bemerkt.

Er hörte sie so gern von ihren Schwestern, wandelte dabei ein Gefühl von Beschämung, hatten diese armen Mädchen — von Flora, die sich im Leben gehalten! Und er, ein Mann, noch nichts gethan. Das Leben hatte ihm nichts gestellt. Alles war ihm schön zurecht gelegt, schließlich das Schicksal mal eine kleine Schwere, andern Kurs hin machte, geriet er gleich in Verwirrung und ergriff die Flucht.

Er dachte an Lina und an die Zeit, die er sich in seinem Herzen geregt hatte. Kaum ein Tag her, und es schien ihm doch weit, weit zurück.

Er seufzte so laut, daß Maggie eine Verwunderung machte. „Und morgen muß man sich doch zurück!“ sagte er wie zur Erklärung.

„Das sagen Sie — ein freier Mann?“ „Ich empfinde meine ganze Freiheit in der Einsamkeit.“

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr von Strachnitz,“ rief Maggie in komischer Entrüstung, „woher Sie alle Unzufriedenheit nehmen, ist mir unbegreiflich. Man möchte Ihnen wirklich einmal ordentlich den Kopf waschen.“

„Bitte sehr!“ — Er hätte ihr für sein Leben gern in das liebe Gesicht gesehen; aber er fürchtete, sie möchte ihn auslachen. „Nichts als ein wenig Spannkraft thut Ihnen not,“ sagte sie eifrig. „Darf ein Mann in Ihren Jahren schon so weltentrückt und resigniert sein? Warum, wenn man fragen darf? Weil Sie Ihre liebe, alte Tante verloren haben? Wohl Ihnen, wenn Sie nicht größere Verluste in Ihrem Leben hatten! Für Ihr Uebel giebt es Gott sei Dank ein Mittel — ein unfehlbares: die Arbeit! Fangen Sie an, fleißiger zu schaffen —“

„Für wen?“ unterbrach er sie bitter. „Lieber Himmel, irgend wem kommt jede redliche Arbeit zu gute. Wenn Sie sonst niemanden haben, sagen wir: Ihren Leuten. Ein Rittergutsbesitzer ist, soviel ich davon verstehe, ein kleiner Souverän. Nun ist es doch damit nicht abgethan, wenn Sie gute Löhne zahlen und Ihre Leute menschenwürdig behandeln. Wie ein Familienvater um seine große Familie, so sollen Sie sich um Ihre kümmern. Und dann, was Ihr Eigentum ist, Ihr Gut, muß Ihnen das nicht ein wenig anders am Herzen liegen als Ihren Inspektoren und Verwaltern?“

Ihm war ganz heiß geworden unter der kleinen Strafpredigt. Sie hatte recht. Ähnliches kam ihm zuweilen von selbst zum Bewußtsein; aber er war zu bequem, zu schwerfällig, es mal besser anzufangen.

„Ich fühle mich wirklich getroffen, Fräulein Bernhard,“ sagte er ehrlich. „Sie haben Ursache, mich für einen Schwächling zu halten.“

„Das thue ich nicht,“ entgegnete Maggie. „Nur für einen Träumer halte ich Sie — für einen von der schlimmsten Sorte, von jenen nämlich, die Glück und Zufriedenheit immer nur im Traume suchen und im Leben den Wald vor Bäumen nicht sehen.“

Er mußte lachen: „Das lasse ich mir gefallen. Wenn einem so vernünftig Vernunft gepredigt wird, kann man unmöglich ein Narr bleiben. Ich werde mich bessern: meine Hand darauf!“

Sie schüttelten einander die Hände — und als Hans den nächsten Tag mit Herrn von Strachnitz „bummeln“ wollte, war dieser schon abgereist.

Der junge Komponist, dessen Oper in allen Zeitungen rühmend erwähnt wurde, stellte sich eines Tages dem Herrn Geheimrat vor — entsprechend der Anleitung seiner amerikanischen Schwester. Der hochwürdige Herr sah sich vollständig über-

„Aber Thilde, was fällt dir ein!“ Maggie lachte — in dem frohen Gefühl, daß Thilde das Rechte treffen würde. „Sagt du etwa hinter meiner Herzensstür gebohrt, wie jetzt eben in der Thür?“

„Ja wohl — obwohl das Bohren sonst nicht meine Art ist. Du hättest diesen Herrn, der viel besser für dich paßt als der faltherrige Reverend, am Ende fortgeschickt und dich um dein Zukunftsglück betrogen, aus reinem Dpfermut für die angehende alte Jungfer Thilde.“

Ueber Herrn von Strachnitz kam aber plötzlich ein neuer Geist. Er umarmte Thilde: „Dieses Prachtexemplar von einem Menschen soll also meine Schwester werden? Das ist ja herrlich! Wenn ich nur erst meines liebreizenden Weibes sicher wäre! — Maggie, süße Miß! Wenn Sie nicht schnell ja sagen, thue ich alter Kerl, weiß Gott, einen Fußfall, auf die Gefahr hin, von Ihnen ausgelacht zu werden.“

„Ich werde Sie nie auslachen,“ sagte Maggie wieder ganz ernst. „Und hier ist meine Hand: ja, in Gottesnamen!“

Thilde schickte einen Boten zu Geheimrats und ließ Hans und Thea herüber bitten. Als sie in das Zimmer zurückkam, wo die Verlobten am Fenster standen in dem goldenen Frühlingssonnenschein, wandte Maggie sich ihr zu, ein großes, glückliches Leuchten in den Augen. „Ich habe Walter alles erzählt,“ sagte sie bewegt. „Und wenn unsre Flora jetzt heimkehrt, weiß sie doch gleich, wo sie zu Hause ist.“

— E n d e . —

Karneval am Orinoko.

Ein Kulturbild von Friedrich J. Pajeken.

Nachdruck verboten.

Schon am 29. Dezember nimmt in den Städten und Ortschaften an den Ufern des majestätischen Stromes der Mummenschanz bei dem niedern Volke seinen Anfang. Es nennt den Tag: „El dia de los locos“ (Narrentag), und besonders in den Ortschaften oberhalb Ciudad Bolivars (Angostura) ist dann jede Nartheit nicht nur erlaubt, sondern es wird sogar streng darauf gesehen, daß sich alle daran beteiligen. Vom frühen Morgen an durchzieht singend, lachend, musizierend, lärmend und gegenseitig miteinander Kurzweil treibend, das Volk die Straßen, bis gegen Mittag die fast senkrecht mit verheerender Glut vom klaren, wolkenlosen Himmel herniederprallenden Strahlen der Sonne der heitern Tollheit ein Ziel setzen und alles in die kühleren Behausungen scheuchen. Am Nachmittag finden gewöhnlich „Toros“ (Stierkämpfe) statt, welche in Venezuela nicht in jener scheußlichen Weise wie in Spanien, sondern äußerst harmlos betrieben werden, indem auf der Seite des Stieres herjagender Reiter jenen am Kopf und niedervirft, was eine große Gewandtheit im Sattel erfordert. Am vierten Weihnachtstage sind diese „Stierkämpfe“ ins Lächerliche gezogen; die „Toros de los locos“ (Narrentierkämpfe) statt der mutigen Pferde, welche bei solchen Kämpfen sonst den Reiter tragen, werden Esel benutzt, und diese sind schwächliche, zahme Tiere, die nie den Reiter, sich gegen ihren Angreifer zu wenden und die Gefahr der Beschädigung im Reiten herauszufordern.

Am Morgen der sich nun abermals im hellen Sonnenlichte, jauchzenden, schreienden und lärmenden Scharen, dem Flittertaat und ihren bunten Gewändern, den grellfarbigen Kleider der Frauen und Kindern Volkschichten hauptsächlich hervorleuchten, im tiefblauen Himmel und dem saftigen, vielfarbigem üppigen Vegetation ringsumher ein ungemein lebendes, dem Gedächtnisse sich unvergeßlich einprägend, während der überprudelnde Frohsinn der Menge auf jeden, selbst den nüchternsten den anstehend wirken muß. Wenn die Sonne hoch am Himmel steht, versammelt sich alt und jung in verschiedenen Gruppen und Ballfeste beschließen den „Narrentag“.

Am Morgen später beginnt in der Neujahrsnacht der Karneval bei dem niedern Volke aufs neue; verkleidet in Häusern der wohlhabenden Familien und führt in Gruppen und Gesänge auf, wofür es durch Speise, die aus dem beliebten Nationalgericht am Orinoko, einer Art Fleischpasteten, besteht, und Trank befeuchtet. Unter den Mädchen in der Stadt versteht es die besten, dabei die Blüthe der „Caballeros“ zu sein. Noch vorteilhafter kommen beim Tanze die Glieder in dem enganschließenden, hellen Kattunanzug; neugierig schauen die nachtschwarzen, großen den scharfgezeichneten Brauen aus dem hellbraunen Antlitz hervor, während ein schelmisches Lächeln Mund umspielt und sie bisweilen das am Hinterkopfe feuerroten Bande zusammengeknipte, lang schwarze Haar mit einer graziosen Bewegung in Hand in den Nacken wirft. Kleine, nackte Füße dem Saume ihres Kleides sichtbar, das in eine Pe ausläuft. Genara allein hat es verschmährt, Gefährten und Gefährtinnen unkenntlich zu ver-

steht bei diesen Tänzen des Volkes besteht aus Gesang und Melodie äußerst geschickt improvisiert, begleitet vom „Cinco“, einem Gitarreninstrument, nur bedeutend kleiner, und den „Marra“ Nationalinstrumente Venezuelas, mit dem zischende gebracht werden.

Am Morgen beginnt in den Städten der Mummenschanz Karneval, für die „Caballeros“. Abends, wenn der jener kurze Zeit orfanartig den Fluß vom Meere her kommende Wind labende Kühlung gebracht hat, besuchen sie mit mehreren vereint, verkleidet und das Gesicht, die ihnen befreundeten Familien. Mit hoher Stimme wird geredet und alles aufgebieten, sich nicht zu bewegen, bis das Wort, das bis dahin im Herzen verborgen lag, dann gesprochen und dadurch die Neugier mancher dann das Höchste gesteigert.

Die Natur in der tropischen Vegetation mit ihrer leuchtenden Blütenpracht und staunenerregenden Größe der Blatt-, Baum- und Büschgestaltungen, aufgelockert an Farbenreichtum des Gefieders so Herrlich vorbrachte, so leistet sie gleich Herrliches in ihrer schönsten Schöpfung, der Schönheit des Weibes. Ja,

Schön sind sie, diese heißblütigen Kinder der Tropen, schöner noch, wenn wie in jenen Januarabenden vor gespannter Erwartung, vor Lust und Frohsinn ihre großen, dunklen, mandelförmigen Augen ausblicken, ein sanftes Rot die Wangen erglänzen läßt und die blendendweißen Zähne zwischen den zu heiterem Lachen sich öffnenden, schwellenden Lippen hervorstechen.

Vorwärts eilen die Herren, die nur zu rasch dahinjagende Zeit auszunutzen, von einer Wohnung zur andern, hier kürzer, dort länger verweilend, am längsten in dem gastfreien Hause Don Miguels, der vier hübsche Töchter sein eigen nennt. Und von diesen ist es die jüngste Tochter Nievesita, der alles, überwältigt von ihrem Liebreiz und ihrer Schönheit, huldigend zu Füßen liegt. Nicht blond — ein sonderbares Spiel der Natur — und gewellt ist ihr üppiges, volles, am Hinterkopf zu einem losen Knoten verschlungenes Haar. Dunkelbraune, von langen, schwarzen Wimpern beschattete, große Kehagen voll kindlicher Unschuld blicken aus dem oval geformten Antlitz mit purpurrotem Mündchen, Grübchen im rosigen Kinn und in den frischen, glühenden Wangen, zu uns empor, und rabenschwarze Brauen ziehen sich von der Wurzel der zierlich gestalteten Nase, deren leicht geöffnete Flügel bei der leisesten Erregung in zuckende Bewegung geraten, nach den Seiten unter der nicht zu hohen, halb von krausen Locken bedeckten Stirn. Glücklich strahlend schaut sie auf zu dem Caballero im blauweißen Domino, der neben ihr halb niedergebeugt, leise Worte in ihr Ohr flüstert. Sie hat wohl erraten, wer jener ist, dessen Worte ihr Herz lauter schlagen lassen. Neidisch blickt mancher der versammelten Herren zu ihm hin. Wer wird es anders sein als Rafael Romero, der einzige von allen, welcher sich einer besondern Gunst des lieblichen Mädchens zu erfreuen hat.

Schon ist es spät; zehn Uhr. Die Masken ziehen sich zurück; auch der blaue Domino ist verschwunden. Eilig verläßt Nievesita die Sala und tritt, die Hand auf das unruhige Herz gepreßt, tief aufatmend auf die kühlere Galerie hinaus, die im Innern des Hauses einen von einigen hohen Bananenpflanzen und einem Apfelsinenbaum beschatteten Hof umgiebt. Voll monniger Glückseligkeit wiederholt sie sich, heiß erglühend, die soeben vernommenen Worte. Da tönt Geflüster zu ihr herauf. Neugierig beugt sie sich über die steinerne Brüstung, und — das Blut stockt in ihren Adern. Im Hof windet sich die braune Genara, welche die Mutter vor drei Tagen in ihre Dienste nahm, aus den Armen des Mannes, der vor wenigen Minuten in der Sala an ihrer, Nievesitas, Seite stand.

Am nächsten Abend empfängt sie die Masken mit ausgelassener Freundlichkeit; doch nicht schwer ist es zu erkennen, daß ihre Heiterkeit auch gleichsam eine Maske ist. Ihr Mund zuckt bisweilen wie in verhaltenem Weinen, während unaufhörlich ihre feinen Nasenflügel erbeben. Als sie, Luft schöpfend, in eines der hohen Fenster tritt, nähert sich ihr rasch ein Caballero in grauem Mantel, das Gesicht hinter einem dichten, schwarzen Schleier verborgen. Leise spricht er zu ihr, doch mit flammendem Blick gebietet sie ihm Schweigen. Er weicht einen Schritt zurück und stottert laut einig, wobei er vergißt, in Füsteltönen zu reden. Jetzt erkennt sie seine Stimme; ja, sie hat sich nicht getäuscht — Rafael Romero ist es, der Falsche — und herbe auslachend eilt sie zu den Schwestern, deren feines Ohr soeben unter den sie umringenden Masken einen „Aleman“, einen Deutschen, entdeckt hat.

So nimmt der Mummenschanz seinen Fortgang Abend für Abend. Rafael Romero versucht noch einmal ohne Erfolg, sich der zürnenden Nievesita zu nähern, dann bleibt er fort, und keiner sieht ihn mehr unter den von Haus zu Haus ziehenden Masken. Mit ihnen schleicht jeden Abend eine vermunnte Gestalt in das Haus Don Miguels und huscht, nachdem die Begleiter die breite, in den ersten Stock führende Treppe erstiegen haben, in die hinteren Räume des Gebäudes. Jubelnd empfängt sie dort die braune Genara.

Mit dem Beginn des eigentlichen Karnevals hat der abendliche Mummenschanz ein Ende. In den verschiedensten, oft sehr hübschen Trachten, doch unmaschiert, durchziehen nun die Herren vom Morgen bis zum Abend — ausgenommen in den heißen Mittagsstunden — zu Pferd und zu Fuß die Straßen der Stadt, ausgerüstet mit einigen Säcken voll Reis, der in den Landesfarben gelb, blau und rot gefärbt ist; damit werden die Damen beworfen, die in den Fenstern ihrer Wohnungen den Feind mit gleicher Waffe kampfesmutig erwarten. Meistens hat sich eine Anzahl Freundinnen vereint; dann wird das Gesecht bald heftig. Die berittenen Herren springen aus dem Sattel und bringen mit den übrigen in das Haus, wo in der „Sala“ immer heftiger der Kampf entbrennt. Hin und her schwanen jubelnd und lachend die Parteien.

Unrichtig wäre es, zu behaupten, daß alle weiblichen Menschenkinder am Drinoko schön sind; eines aber fehlt keinem — auch den Mädchen aus dem Volke nicht — die angeborene, fast unnachahmliche Grazie, mit der sie ihre schlanke, biegsame, formvollendete Gestalt bewegen; dazu das jetzt während des Kampfes leidenschaftlich funkelnde Auge, das vor Gesechteser glühende Antlitz, das glodenreine, herzwinnende, jauchzende Lachen, das alles macht auch diejenigen beachtenswert, denen die Natur die Schönheit des Antlitzes versagt oder nicht in vollem Maße verliehen hat.

Der Kampf endet zu Gunsten der Damen, da die Caballeros ihren Vorrat an Geschossen bald verbraucht haben. Wohl versuchen sie den haufenweise am Boden verstreuten Reis aufzuraffen, aber nur noch kurze Zeit vermögen sie dabei dem mutigen, erneuerten Angriffe ihrer Gegnerinnen standzuhalten. Besiegt verlassen sie das Haus, um, frisch ausgerüstet, in einer andern Behausung dieses reizvolle Kampfspiel wieder zu beginnen.

Ja, ihre volle Leidenschaft entfalten die Töchter der Tropen bei diesem Kampfe; rücksichtslos geben sie sich ihm in der allgemeinen Freude hin. Können die jungen Damen unseres kalten Nordens einen Blick in jenes Kampfgewühl werfen, so würden sie vielleicht verwundert das Köpfchen schütteln — ja — gar das Köpfchen rümpfen, und dennoch — ich bin überzeugt, in dem lustigen, sinnberauschenden Trübel des Karnevals am Drinoko, vereint mit ihren heißblütigen Schwestern des Südens, fortgerissen von deren Lebhaftigkeit und übermäßigem Frohsinn, fänden auch sie bald Gefallen an diesem Kampfspiel.

Auch jetzt stürmen sämtliche Caballeros wieder in das Haus Don Miguels; doch sie finden dort nur die drei Schwestern Nievesitas und deren Bruder Ramon, der jenen beim Kampfe hilfreiche Hand leistet. Nievesita bleibt un-

sichtbar, und auch bei den verschiedenen Festzügen, die von der Stadt veranstaltet werden, sowie bei der Regatta auf dem Drinoko ist sie nicht zugegen. Krank sei ihr Täubchen, jagt die alte, schwarze, zahulose Fermina, der Familie langjährige Dienerin, den Juch bei ihr voll Teilnahme und — Neugier erfundigenden Herren.

Erst am dritten, letzten Karnevalstage erscheint Nievesita wieder im Fenster ihres elterlichen Hauses, vor dem das allbeliebte Ringstechen („Cintas“) stattfindet. Quer über die Straße ist eine Schnur mit kleinen Holzrollen gespannt, auf die bunte Seidenbänder, an deren Ende ein Ring befestigt ist, gewickelt sind. Im Galopp jagen auf ihren mutigen Pferden die Caballeros unter der Schnur hindurch und versuchen mit einem Stabe durch einen der Ringe zu stechen, worauf sich, wenn es gelingt, das daran haftende Band abrollt und von dem Herrn einer von ihm bevorzugten Dame überreicht wird.

Nievesita besitzt bald eine große Anzahl dieser Bänder, aber achtlos liegen sie in ihrem Schoß, während die übrigen Damen sie an ihre Schulter geheset haben. Auch die Geschicklichkeit der Reiter, das sich an den Seiten der Straße jubelnd drängende, gepuhte Volk, die von Damen vollbesetzten Fenster der gegenüberliegenden Häuser haben kein Interesse für sie, nachdem sie sich am Anfang des Ringstechens mit raschem Blick überzeugt hat, daß einer — sonst der erste am Platze bei solchen Gelegenheiten — unter den Reitern fehlt, einer, den sie mit ganzer Seele zu hassen glaubt und dennoch nicht vergessen kann.

Je kleiner die Zahl der noch mit Bändern umwickelten Rollen wird, desto größer wird der Eifer der Ringstecher, bis schließlich das letzte Band unter dem lärmenden Beifall des versammelten Volkes am Stabe eines Reiters flattert. Eine Weile tummeln die Caballeros noch ihre schraubenden, schaum- und schweißbedeckten Pferde, heiter mit den Damen in den Fenstern plaudernd, dann ziehen die letzteren sich in ihre Gemächer zurück, um sich für den großen, im Hause eines der Stadttälsten stattfindenden Maskenball zu rüsten, zu dem alles, was zur Gesellschaft gehört, geladen ist.

Auch Nievesita wählt mit besonderer Sorgfalt ihre Toilette. Ihr Bruder hat ihr soeben — mit seltsamem Lächeln — erzählt, daß sein Freund Rafael Romero ihm nach langer Ueberredung versprochen habe, den Ball zu besuchen. In dem hellblauen Tarlatanleide hat sie dem Glenden, dem Falschen so gut gefallen, wenn — er nicht gelogen hat. O! Sie möchte aufschreien vor Kummer und Zorn, und die alte, schwarze Fermina, die ihr beim Ankleiden behilflich ist, bemüht sich vergeblich, ihr wohl noch ernstlich krankes, heftig erregtes Täubchen zu beruhigen.

Der Abend bricht herein, dicht gedrängt schiebt das Volk vor dem Hause des von jung und alt geachteten Don Fernandos, der zu dem Balle geladen hat, und müstert laut und in der den Bewohnern der Tropen eigenen, lebhaften Weise die zu Fuß ankommenden, zum größten Teil schon maskierten Gäste, die sich im Hause in der von vielen Kerzen hell erleuchteten Sala versammeln. Die dort hinter einer Pflanzengruppe verborgene Musik, bestehend aus Klavier, Flöte und Gitarre, beginnt; aber noch bittet der Hausherr seine Gäste, dem Tanze zu entsagen und sich an einem Schauspiel zu ergötzen, das er ihnen bieten möchte. Nach freudiger Zustimmung von allen Seiten läßt er in die Hände und — Nievesitas Rechte greift nach dem Herzen — eine hohe, schlanke Gestalt in blauem Domino führt die braune, phantastisch aufgeputzte Genara in die Sala.

Die Gäste nehmen auf den Stuhlreihen an den Wänden Platz, und nach den schmeichelnden Klängen eines venezolanischen Walzers beginnt Genara zu tanzen. Anfangs dreht sie sich langsam im Kreise, in den Hüften sich wiegend, doch plötzlich huscht sie wie erschreckt der hohen Flügelthür schräg gegenüber in eine Ecke dort, wo Nievesita sitzt, die sich schon wie vor einer giftigen Schlange in ihrem Sessel zurücklehnt, und schaut dann wieder schelmisch lächelnd nach einem kräftig gebauten, jungen, braunen Manne in hellgrünem Drillschleim und weißen Weinkleidern, der den gelben, breitrandigen, mit bunten, flatternden Bändern geschmückten Hut, aus Palmenfasern geflochten, in der Rechten, in der Sala erscheint.

Wer kennt ihn nicht, José Rivera, den kühnsten Reiter der Stadt, den gefährlichsten Gegner im Faustkampf, den verwegenssten Schiffer auf den zur Regenzeit mit unheimlicher Gewalt vorüberstrebenden Fluten des Drinoko. Seit zwei Monaten ist er Gärtner auf dem Landgute Don Miguels. Langsam nähert er sich tanzend der braunen Genara; doch diese entschließt sich tanzend behende. Er verfolgt sie, und wieder greift er nach ihr vergeblich.

So geht es eine Weile fort. Lauter wird der Beifall der Gäste, je geschickter die Tänzerin sich ihrem Tänzer zu entwinden versteht. Beide scheinen nicht zu ermüden bei diesem neckischen Spiel. Doch nun wird die Musik lebhafter; stürmischer folgt José Rivera der Tänzerin und treibt sie gewandt in eine Ecke. Jetzt kann sie ihm nicht mehr entweichen, und dennoch — unter seinen Armen, die sich ausbreiten, sie zu umschlingen, schlüpft sie hindurch; dann aber wendet sie sich kurz nach ihm um und schmiegt sich gleich darauf verschämt an seine breite Brust. Laut aufjauchzend hebt er sie hoch empor, und mitten in der Sala setzt er sie unter dem rauschenden Beifall der begeisterten Gäste sanft zu Boden.

Nievesita hat den Tanz („Mariposa“, d. h. Schmetterling) kaum beachtet; nur gesehen hat sie, wie sich die braune Genara an ihren Tänzer schmiegte und damit andeutete, daß sie ihm und keinem andern gehören will. Keinem andern! Sie wiederholt es fast laut, und ihr Blick sucht aufs neue den blauen Domino, der jetzt auf das Paar zuschreitet und beiden die Hand schüttelt, worauf ihm Genara schelmisch schmolend mit dem Finger droht. Dann — Nievesita fühlt, wie ihr das Blut siedendheiß in die Schläfen dringt — naht er sich ihr eilig, während José Rivera glückstrahlend mit seiner Tänzerin die Sala verläßt, und sich zu ihr niederbeugend — küßt er die Wäste. Sie starrt ihn an und traut ihren Augen nicht, als sie — in das lächelnde Antlitz ihres Bruders Ramon schaut. Wenige Worte von ihm genügen, um sie über ihren Irrtum aufzuklären, dann verrät er ihr, daß sich in dem am Thürpfosten lehrenden, spanischen Ritter Rafael Romero verbirgt.

Heute am Karneval, wo alles närrisch sein soll, läßt Don Fernando mit „Damenwahl“ den Ball beginnen. Die Musik ertönt, und Nievesita eilt zögernd und dann doch wieder hastig, ängstlich, daß ihr eine andre zuvorkommt, auf den spanischen

Ritter zu. Mit gesenktem Blick nennt sie schüchtern und kaum vernehmbar seinen Namen. Schon hält er sie fest im Arm, und dahin durch die Sala schwebt tanzend das Paar. Bereits nach dem ersten Tanze fordert Don Fernando seine Gäste auf, die heiße Maske abzulegen, und während sich alles lachend und scherzend müstert und durcheinanderdrängt, zieht Rafael Romero seine bebende Tänzerin nach dem breiten, dunklen Balkon hinaus.

Ein neuer Tanz, eine „Polka“ beginnt. Das Paar draußen hört es nicht; aber nach dem dritten Tanze, der aus Walzer und Quadrille bestehenden „Danza“ werden beide vermischt. Verschämt lächelnd schiebt Ramon den um seine Tochter ängstlich besorgten Vater auf den Balkon. Wenige Minuten später kehrt dieser sichtlich gerührt mit den beiden Flüchtlingen zurück und verkündet der Gesellschaft schmunzelnd die Verlobung seiner Nievesita mit Don Rafael Romero. Ein allgemeiner Aufruhr entsteht. Das Paar, die Eltern und die Geschwister der Braut werden stürmisch umringt und beglückwünscht. Champagnerpfropfen knallen und, nachdem mit dem perlenden Schaumwein gefüllte Gläser eilig den Gästen gereicht sind, ruft der Hausherr nach einigen fernigen Worten ein herziges: „Que vivan los novios!“

„Que vivan! Que vivan!“ wiederholen jubelnd und begeistert die Gäste, und wieder drängt alles durcheinander, um mit dem Brautpaare anzustoßen und ihm zuzutrinken, mancher Caballero mit einer für immer zerstörten Hoffnung im Herzen.

Lange dauert es, bis die Aufregung sich etwas mindert; dann verlangen die Tänzer ihr Recht, und aufs neue ertönt die Musik. Das junge Paar ist noch einmal nach dem Balkon hinausgetreten, und voll Glückseligkeit schaut es hinauf zum klaren, dicht von Sternen übersäten Himmel. Vom Arbeiterviertel herüber schallt Jauchzen und Gesang; dort feiert das Volk die Vereinigung José Riveras mit der braunen Genara. Da klingen vom Kirchturm herab dumpfe Glockentöne. Der Lärm in der Ferne, die Musik in der Sala verstummt. Mitternacht! Nachmitternacht beginnt, vorbei ist der Karneval!

Die Berolina-Statue von Hundrieser.

(Hierzu die Abbildung S. 88.)

Nachdruck verboten.

Als erste wertvolle Gabe des vor kurzem in Berlin gegründeten städtischen Kunstfonds, für den die Behörden jährlich 150 000 Mark ausgezahlt haben, ist die Kolossalstatue der Berolina zu begrüßen, die als ein Wahrzeichen der kraftvoll emporstrebenden Reichshauptstadt seit dem 17. Dezember v. J. inmitten der Nordhälfte des Alexanderplatzes emporragt. Der erste Entwurf dieses herrlichen Standbildes wurde gelegentlich des Einzuges König Umberto von Italien im Frühjahr 1889 ausgeführt, als die Stadt Berlin zum Empfang des befreundeten Herrschers sich festlich schmückte.

Der Schöpfer dieses Kunstwerkes ist der Bildhauer Emil Hundrieser, der i. J. 1846 zu Königsberg i. Pr. geboren und in Prof. Simmerings Werkstatt ausgebildet ist. Der geniale Künstler, der auch das Lutherdenkmal in Magdeburg, das Kaiser Friedrich-Monument in Merseburg, die Reiterstatue Kaiser Wilhelms I. auf dem Schminzhagen-Kirchhauferdenkmal, den für Berlin bestimmten ideenreichen Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmalentwurf und viele andre bedeutende Bildwerke geschaffen hat, modellierte damals innerhalb acht Tagen die prächtige und stolze Figur, die als ein Sinnbild der den Gast willkommen heißen Stadt zur Ausschmückung des Platzes vor dem Potsdamer Thor bestimmt war.

Das vor sieben Jahren provisorisch errichtete Standbild, das nur aus Euc und Sackleinwand über einem Holzgerüst hergestellt war, fand so allgemeinen und lebhaften Beifall, daß seine dauernde Erhaltung, dem Verlangen der öffentlichen Meinung entsprechend, beschlossen wurde. Leider hat die städtische Bauverwaltung das großartige Kunstwerk von seiner ursprünglichen Stelle entfernt und an einen vom geschäftlichen Leben durchwogenen Platz in der Altstadt verweisen, wo die Schönheit der Figur nicht genügend zur Geltung kommt.

Auf einem 6 Meter hohen Granitpostament erhebt sich die 7½ Meter große Statue, die in der Berliner Kunstwerkstatt von Fr. Peters freihändig in Kupfer getrieben ist. Diese Kunsttechnik, in der auch das Biergepann und die Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thor, und neuerdings die Germaniagruppe von Begas über der Hauptfassade des neuen Reichstagsgebäudes ausgeführt wurden, ist in der letzten Zeit ganz außerordentlich vervollkommen worden. Die einzelnen Kupferplatten der Berolina-Statue sind in der dreifachen Größe des Hundrieserschen Modells gearbeitet und machen nach ihrer kunstvollen Zusammenschweißung und Vernietung vollständig den Eindruck eines Bronzegußes.

Die mächtige und doch anmutige, echt germanische Gestalt ist von einem gesunden, frischen Zug wirkungsvoller dekorativer und zugleich monumentaler Plastik erfüllt. Frei und selbstbewußt, aber nicht herb oder trotzig steht sie vor uns, wie eine kraftvolle, doch milde Herrscherin, die dem Nahenden das klar und frisch blickende Antlitz mit wohlwollendem Ausdruck zuwendet und ihm die Linke mit begrüßender, freundlich einladender Gebärde entgegenstreckt. Die rechte Hand stützt sie auf den gegen den Boden gestemmen Schild mit dem städtischen Wappenbilde des Bären. Das erhobene, kräftige Haupt ist mit einem Eichenkranz und einer Mauerkrone geschmückt. Den Oberkörper umschließt ein Kettenpanzerhemd, das sich eng um Brust und Hüfte schmiegt und von dem sich die um den Hals gelegte städtische Amtskette abhebt. Von der Schulter herab fällt im breiten Wurf über den Rücken hernieder ein sich bauschender schwerer Mantel, der an der rechten Hüfte durch den Gurt hochgeschürzt ist und sich über dem rechten Bein, auf dem die ganze Gestalt ruht, in kunstvollen Falten drapiert. Aus dem feilich geschlitzten Untergang tritt unverhüllt das leicht schreitende linke Bein hervor, das mit der Sandale hoch hinauf umschürzt ist.

Jede Linie erscheint in dieser lebensvollen Figur, die eine der glücklichsten Verkörperungen des deutschen Frauentypus bedeutet, natürlich und durch die Gesamthaltung motiviert. Der Künstler hat in der Komposition dieser Idealgestalt ein Meisterwerk geschaffen, durch das der öffentliche Kunstbesitz der Stadt Berlin eine sehr wertvolle und bedeutsame Bereicherung erfahren hat.

Das Gesellschaftsleben in Frankreich.

Von A. Brunnemann.

(Schluß aus Nr. 6, Seite 64.)

Nachdruck verboten.

5. Verlobungs- und Hochzeitsbräuche.

Am meisten dürften die Gebräuche bei dem wichtigsten Ereignisse im Frauenleben, bei der Vermählung, von den uns abzuweichen, weshalb ich meinen Lesern noch eine Verlobungsgeschichte erzählen möchte, die mit einer Hochzeit endigt und für fast alle Heiraten in Frankreich charakteristisch ist. Lucie K. ist neunzehn Jahre alt, weder schön noch häßlich; sie hat alles gelernt, was ein junges Mädchen nur lernen kann, wenn es eine gebiegene Erziehung erhalten hat. Sie spricht mehrere Sprachen und spielt ziemlich geläufig, aber ohne Seele Klavier — kurz, sie ist accomplished. Sie besucht verschiedene Hausbälle, wo sie nicht mehr und nicht weniger tanzt wie alle ihre Freundinnen, im übrigen teilt sie ganz das Leben ihrer Mutter daheim. Kein Herr zeichnete sie besonders aus, und obwohl ihr junges Herz von Liebe träumte, war sie sich doch durchaus nicht bewußt, für einen dieser Herren, von denen sich bei flüchtiger Unterhaltung einer so ziemlich gab wie der andre, etwas Besonderes zu fühlen. Zum „Firtten“ hatte sie kein Talent. Viele ihrer Bekannten thaten es zwar, doch als sie es einmal versuchte, fand es ihre gestrenge Mama sehr shocking.

Eins war für sie sicher: diese unbestimmten Liebesempfindungen würde sie klar und deutlich auf jeden übertragen, der sie zu freien begehrte, denn heiraten wollte sie. Heirateten doch alle ihre Freundinnen — es war ganz selbstverständlich. Vielleicht täuschte sich die arme, kleine Lucie, denn wer kennt sein Herz mit neunzehn Jahren so genau — doch sie hatte den besten Willen.

Ihre Eltern waren in der Lage, ihr eine hübsche Mitgift zu geben und fanden es nun an der Zeit, sich nach einem Manne für ihr Töchterlein umzuschauen. Sie wandten sich an eine befreundete Familie und konsultierten diese über etwaige Heiratskandidaten. Die Freunde überlegten lange, denn Freier, wie sie ein französischer Vater des guten Mittelstandes wünscht, werden immer seltener. Die einen begehrten zuviel des eiteln Mammons, die andern amüsierten sich zu gut, um die Last des Ehejochs auf sich zu nehmen, und die Eltern geben ihre Töchter doch auch nur wohlhabenden Männern, die besonders aus einer guten Familie hervorgehen müssen. Der Franzose kennzeichnet sich durch einen stark ausgeprägten Sinn für Familie und Verwandtschaft, den er in die weitesten Kreise ausdehnt. Heiraten unter dem Stande sind sehr selten.

In der Person des Charles W., eines etwa achtundzwanzigjährigen Ingenieurs, schienen alle wünschenswerten Vorzüge für einen Freierrmann vereinigt zu sein. Man sah ihn hin und wieder auf Soireen erscheinen und unter den Töchtern des Landes Umschau halten, denn er hatte sich genug amüsiert. Die Hausfreunde nahmen ihn ins Gebet. Früher hatte er zwar gemeint: „les jeunes filles, c'est assommant“ (junge Mädchen sind zum Sterben langweilig), seit er aber die feste Anstellung bei der Regierung mit Aussicht auf baldiges Avancement erhalten hatte, dachte er doch daran, sich zu verheiraten, und suchte ein wohlgezogenes, junges Mädchen aus guter Familie mit ziemlich viel Mitgift zur Begründung seines Hausstandes. Die Mitgift der kleinen K. schien ihm zu genügen, und er erklärte sich bereit, besagtes Dämchen einmal in Augenschein zu nehmen.

Sofort veranstalteten die Hausfreunde eine soiree dansante, und die Mutter der kleinen K. verwandte mehr Sorgfalt auf die Toilette ihres Töchterleins, ohne daß Lucie etwas Besonderes ahnte. Sie hielt sogar den netten Herrn mit dem großen, schwarzen Barte, der sich ein paarmal mit ihr unterhielt, für den „Mitt“ ihrer Freundin Simonne und bedauerte, nicht wie diese an seiner Seite zu Tisch gehen zu dürfen.

Am nächsten Tage ward Monsieur Charles eifrig gefragt, wie ihm die kleine K. gefallen habe. „Pas mal!“ erwiderte er, denn im günstigsten Falle erwidern die Herren in solcher Lage achselzuckend dieses „nicht übel“. Daraufhin wird natürlich die Sache mit Feiereifer weiter betrieben, bis schließlich auch die kleine K. stutzig geworden ist. Und als nun der Herr Ingenieur sich ein Herz faßt und schriftlich um die Hand von Fräulein Lucie anhält, weigert sich diese durchaus nicht, dem Wunsche ihrer Eltern nachzukommen.

Selten wohl sagt ein Mädchen am Ende solch fleißig gepflegter Unterhandlungen „nein“. Wohl wird sie auch dann nicht gezwungen, einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen — aber sie selbst hält eben diese Art Verlobung für die vernünftigste, weil sie im Freundinnenkreise kaum eine positivere kennen lernt. Heiraten möchte sie aus allen möglichen praktischen Gründen, besonders aus Sehnsucht nach etwas mehr Freiheit, durchaus so bald als möglich, und so schiebt sie sich in die Verhältnisse. Unter Umständen stellt auch wohl ein junges Mädchen die Bedingung, ihren Bewerber erst näher kennen zu lernen, und er muß sich sodann gutwillig zu diesem Zwecke hin und wieder bei dritten Personen einladen lassen.

Lange Verlobungen aus gegenseitiger Neigung findet man ganz selten in Frankreich, und man lächelt über die Romantik der deutschen „Gretchen“ (denn in Deutschland sind alle jungen Mädchen „blonde Gretchen“, ohne daß jemand eine Ahnung von der Tragik des echten Gretchens hat), die ihr Herz an einen aussichtslosen Studenten verhängen.

Charles hat das Jawort erhalten und sendet ein zartes Bouquet an seine zukünftige Braut. Sodann macht er, von

einem würdigen Verwandten begleitet, gegen drei Uhr nachmittags seine Aufwartung. Zunächst befinden sich nur Lucies Eltern im Salon — nach einigen Artigkeiten wird diese selbst gerufen, wechselt mit Monsieur Charles ein steifes shake hand und bedankt sich etwas linksich für das schöne Bouquet. Hierauf nimmt der junge Mann Gelegenheit, sich nach den Lieblingsblumen seiner Braut zu erkundigen, denn er wird ihr von nun an regelmäßig solche übersenden. Nach etwa zwanzig Minuten ist dieser ceremonielle Besuch beendet; mit Handfuß an Braut und Schwiegermutter in spe zieht sich der Bräutigam befriedigt zurück. Wenige Tage darauf bei einem Diner in intimerem Kreise (gewöhnlich zum Dessert) die Verlobung bekannt gegeben und bereits ungefähr das Datum der Hochzeit festgesetzt.

Der Brautstand währt nur wenige Wochen — wir möchten der kleinen K. auch keinen längeren wünschen, denn nichts ist langweiliger als ein solcher. Man nennt sich Mademoiselle und Monsieur. Ein Kuß auf die Stirn ist wohl gestattet, doch gilt ein simpler Händedruck für weit gestitteter. Braut und Bräutigam dürfen nie allein in einem Zimmer weilen, sich nie zusammen auf ein Sofa oder eine Bank setzen. Soireen

des jungen Mannes zu, während die der Braut ein lunch, ein Diner oder einen Ball anrichtet. Oft auch teilen sich beide Familien in die Kosten.

Zunächst findet die Civiltrauung statt. Nach allen vorhergegangenen Formalitäten unterzeichnet zuerst die Braut den Trauungsakt, worauf sie die Feder dem Bräutigam überreicht. Dieser nimmt sie mit einem: „Merci, Madame!“ in Empfang und ist so der erste, der seiner Gattin den Namen „Madame“ giebt. Für die übrigen ist es Brauch, erst nach der kirchlichen Trauung diesen Titel anzuwenden.

Gemeinsam verlassen die Neuvermählten das Standesamt, während sie sich getrennt hinbegaben, und es findet gewöhnlich ein lunch oder Diner im intimsten Familienkreise statt, von dem man sich sehr bald zurückzieht. Einige Tage darauf erst folgt die kirchliche Ceremonie.

Monsieur Charles begiebt sich am Morgen in die Wohnung Mademoiselle Lucies und überreicht ihr das schneeweiße Brautbouquet, welches eine zierliche, längliche Form besitzen muß und durchaus nicht ausschließlich aus Orangenblüten besteht. Zu gleicher Zeit holen die Brautführer (garçons d'honneur) ihre Brautjungfern (demoiselles d'honneur) im Wagen ab, doch darf auch hierbei die unvermeidliche chaperonne nicht fehlen. Die Zahl der Brautjungfern ist unbegrenzt, in der Regel sechs, sie tragen meist gleichfarbige Toiletten und stets ein zartrosa Bouquet. Nur wenn der Brautführer nähere Beziehungen zu ihrer Familie hat, darf er sich erlauben, ein kleines Geschenk, Handschuhe oder etwa eine jardiniere zu übersenden.

Nachdem alles versammelt ist, führt der Vater der Braut seine Tochter in den Salon, die Braut trägt eine weiße Toilette von gediegener Einfachheit, oft mit alten Spitzen besetzt, wie sie auch zum Schleier verwendet werden. Längst hat ein kleiner, zierlicher Kranz, der sehr weit hinten getragen wird, die früher übliche, umfangreiche Brautkrone ersetzt. Der erste Wagen führt die Braut mit ihren Eltern und Geschwistern zur Kirche, der zweite den Bräutigam. Am Arme ihres Vaters schreitet die Braut dem Hochzeitszuge voran; es folgt der Bräutigam, der seine Mutter führt, dann erst die nächsten Verwandten, z. B. die Mutter der Braut am Arme des Vaters des Bräutigams; hierauf die Brautjungfern mit ihren Kavaliern. Die übrigen Gäste, die zur Trauung geladen wurden, erscheinen im Hut und in Straßentoiletten (nie würde eine Dame defolletiert die Kirche betreten) und schließen sich in zwangloser Reihenfolge dem Zuge an. Sind die Brautleute an den Altar gelangt, so gruppieren sich die der Braut näher stehenden auf der linken Seite hinter dieser, Bekannte des Bräutigams aber zur rechten. Die schwierigste Aufgabe fällt stets dem ersten garçon d'honneur zu, der gewöhnlich die Brautjungfern abholen muß, den Zug in der Kirche zu ordnen hat und der ferner seinen Platz hinter der Braut einnimmt, um dieser allerhand Ritterdienste zu erweisen, als Arrangieren der Schleppe, des Schleiers u. s. w. Nach der kurzen Ansprache des Priesters weicht dieser die Trauringe und übergibt sie dem Bräutigam, der zuerst seiner Braut, sodann sich selbst einen ansteckt. Mit Schluß der Feier veranstalten die jüngsten Brautjungfern eine Geldsammlung für die Armen (quête), und hierbei müssen die jungen Mädchen große Liebenswürdigkeit und feinen Takt entfalten.

Ist die religiöse Ceremonie beendet, so begiebt sich die Neuvermählte am Arme ihres Schwiegervaters nach der Sakristei; der junge Gatte bietet der Schwiegermutter seinen Arm. In der Sakristei wird das Trauregister unterzeichnet, der Zug erwartet, und das junge Paar nimmt die Glückwünsche von Verwandten und Freunden entgegen. Unter Orgelklängen verläßt hierauf der Zug die Kirche, und nun endlich führen sich die Neuvermählten und begeben sich in demselben Wagen nach Haus.

Hier findet ein Lunch statt, das dem früheren Diner Platz gemacht hat; auch nehmen durchaus nicht alle zur kirchlichen Feier Geladenen daran teil, sondern die Teilnehmer erhalten dazu noch eine besondere Aufforderung. Die junge Frau erhält den Ehrenplatz, und ihr wird stets zuerst serviert. Vor Beginn der Mahlzeit verteilt sie Blumen ihres Bouquets an ihre Freundinnen. Beschließt die Hochzeitsfeierlichkeit mit einem Balle, so muß ihn die junge Frau mit dem angehefteten Gatte eröffnen; erst der zweite Tanz gehört ihrem Gatten, niemand darf wagen, sie um einen Tanz zu bitten, sie selbst läßt durch den ersten Brautführer Tänzer auffordern. Hierbei wiederum fallen eben diesem garçon d'honneur die Hauptpflichten zu; er muß die Wünsche der Brauteltern, der Neuvermählten, der Gäste zu erraten suchen, möglichst alle Damen beim Tanzen berücksichtigen, kurz ein ungemein umsichtiger maître de plaisir sein.

Gewöhnlich wird eine Hochzeitsreise unternommen, auf der sich endlich die jungen Gatten genau kennen — und hoffentlich lieben lernen. Es wird der jungen Frau in alten Weisheitsregeln warm anempfohlen, sorgfältig den Charakter ihres Gatten zu ergründen zu suchen und sich durchaus nicht sofort auf familiären Fuß mit ihm zu stellen. Ob ihr das gelingt, ist eine andre Frage, denn es fällt hierbei dem unerfahrenen Geschöpf eine schwierige Rolle zu. Doch die lebendige, geistvolle Französin, die nicht sehr sentimental ist, sondern die Dinge nimmt, wie sie sind, gelangt in den meisten Fällen bald dahin, ihren Mann zu fesseln. Sie muß freilich alles mögliche aufbieten, sich ihm interessant zu machen und darf um Gottes willen nicht hausbacken sein.

Auch Lucie K., endlich der ewigen Beaufsichtigung von Mutter und Lehrerinnen entronnen, wird sich bald zur echten Französin entfalten und glücklich werden.



Die Berlin-Statue von Hundrieser.

(Vergl. S. 87.)

und Theater sind der Braut unterjagt. Wohl hat der Bräutigam ein Anrecht darauf, täglich im Hause seiner Braut zu speisen, doch würde man es für sehr unpassend halten, wenn er zu oft davon Gebrauch machen wollte.

Wierzehn Tage vor der Hochzeit wird der Heiratskontrakt abgeschlossen, den Braut und Bräutigam unterzeichnen — sie begeben sich getrennt zum Notar, wo der Bräutigam zuerst angelangt sein muß. In diesem Tage giebt das junge Mädchen gewöhnlich einen Empfang und verteilt seine Schmuckstücke an die Freundinnen, während es selbst am Morgen die „corbeille“, die Gabe des Bräutigams, in Empfang genommen hat. Vorher durfte sich dieser nicht erlauben, seiner Braut eine Gabe von Wert darzubringen.

Diese „corbeille“ spielt selbstverständlich eine große Rolle: ein eleganter Korb — am geschmackvollsten ist ein coffret de mariage alten Stiles — enthält die mit Sorgfalt ausgewählten Geschenke. Sie bestehen in Spitzen, Pelzwerk, schweren Kleiderstoffen, Fächer, Operrglas, Portemonnaie und Visitenkartentafel und, je nach den Verhältnissen, in mehr oder minder kostbaren Schmuckgegenständen. Ein altes Missal (Nehbuch) gehört zur Gabe des guten Katholiken, bisweilen auch eine vererbte Denkmünze. Hat die Braut Geschwister, so werden diesen noch einige kleinere Gaben beigelegt.

So kommt der große Tag der Vermählung heran. Man einigt sich darüber, wer die Kosten der Trauung, der Wagen u. s. w. zu bestreiten hat. Gewöhnlich fallen sie der Familie

Deutsche Kapellmeister.

Nachdruck verboten.

Die Kunst des Dirigierens ist eine speziell moderne Kunst. Während das Publikum von früher damit zufrieden war, wenn ein Orchesterstück korrekt, das heißt ohne Notenfehler und mit Beobachtung der nötigen Nuancierung, gespielt wurde, verlangt man heute, daß sich in dem Dirigenten eine Persönlichkeit offenbare, daß seine Art, ein musikalisches Kunstwerk anzusehen, eine besondere und ihm eigentümliche sei. So hat sich denn in der Neuzeit eine ganze Reihe von Dirigiertalenten, von Virtuosenkapellmeistern herausgebildet, die auf dem Orchester spielen, wie irgend ein Solist auf seinem Instrument. Einige der hervorragendsten dieser Künstler führen wir unsern Lesern heute im Bilde vor. Die ältere Generation wird durch Levy, Sucher und Hans Richter vertreten, die jüngere, aber nicht minder bedeutende, durch Felix Weingartner, Felix Mottl, Richard Strauß, Dr. Karl Muck und Arthur Nikisch.

Hermann Levy wurde am 7. November 1839 in Gießen geboren, studierte von seinem dreizehnten bis sechzehnten Jahre bei Vinzenz Lachner in Mannheim und besuchte von 1855 bis 58 das Leipziger Konservatorium. Nachdem er mehrere Jahre Musikdirektor in Saarbrücken und Kapellmeister der deutschen Oper in Rotterdam gewesen, wurde er 1864 Hofkapellmeister in Karlsruhe und blieb in der freundlichen Badenser Hauptstadt bis 1872, wo er die Berufung in seine jetzige Stellung nach München erhielt, erst als Hofkapellmeister, später als Generalmusikdirektor.

Ihm zunächst im Alter stehen Joseph Sucher und Hans Richter, beide in Ungarn geboren und beide im Jahre 1843, der eine am 23. November in Döbör, der andre am 4. April zu Raab. Sucher wurde im Wiener Löwenburgkonvikt erzogen und widmete sich dann dem Studium der Rechte. Aber das Jus fesselte ihn nur kurze Zeit; von Jugend auf war die Musik ihm lieb und wert gewesen, jetzt wurde sie ihm Lebensgefährtin. Nachdem er bei Simon Sechter einen Kursus im Kontrapunkt durchgemacht hatte, trat er als Korrepetitor in den Verband der Hofoper ein, dirigierte zugleich den akademischen Gesangsverein und ging 1876 als Kapellmeister an das Leipziger Stadttheater. In Leipzig verheiratete er sich mit der berühmten Sängerin Rosa Hasselbeck. Seitdem ist das Ehepaar künstlerisch immer zusammen thätig gewesen: 1878 in Hamburg unter Pollini, 1882 in England und seit 1888 am königlichen Opernhaus in Berlin, wo es noch heute erfolgreich wirkt.

Hans Richter ist ein echtes Musikerkind: sein Vater war Kirchenkapellmeister in Raab, seine Mutter Sängerin und Gesangslehrerin. Er selbst wurde wie Sucher im Löwenburgkonvikt erzogen und trat danach als Chorfnabe in die Wiener Hofkapelle ein. 1859 wurde er in das Konservatorium aufgenommen und studierte Horn unter Kleinecke, Klavier und Theorie unter Sechter. Nach einem Engagement als Hornist am Kärnthnerthortheater bekam er durch Esser eine Empfehlung an Richard Wagner und brachte auch das Jahr 1866 bis 67 bei diesem in Luzern zu. 1868 wurde er Chordirektor der Münchener Hofoper, leitete 1870 die erste Aufführung des „Lohengrin“ in Brüssel und folgte 1871 einem Ruf als Kapellmeister an das Nationaltheater in Pest. Im Jahre 1875 dirigierte er in Wien ein großes Orchesterkonzert mit solchem Erfolg, daß er nach dem Rücktritt Herbecks und Dessjoffs von der Leitung des Hofopertheaters aufgefordert wurde, an diese Stelle zu treten. Richter leistete dem Ruf Folge und übernahm damit zugleich die Leitung der philharmonischen Konzerte. Hans Richter ist ein hervorragender Wagnerdirigent; fast bei allen Bayreuther Aufführungen hat er mitgewirkt, und 1876 leitete er sogar die ganze Serie des „Ringes“ bei sämtlichen Wiederholungen ganz allein. Seit 1877, wo er abwechselnd mit Wagner in London eine Reihe von Wagnerkonzerten dirigierte, ist er auch in England ein alljährlicher und vielgefeierter Gast: die Hans Richter-Konzerte gehören in London zu den Gipfelpunkten der musikalischen „Season“.

Das Löwenburgkonvikt, aus dem schon Sucher und Richter hervorgegangen, wurde auch die Wiege der Talente Felix Mottls. Er wurde am 29. August 1856 zu Unter-St. Veit bei Wien geboren und fand wegen seiner schönen Sopranstimme Aufnahme in dies Erziehungsanstalt, nach dessen Absolvierung er das Wiener Konservatorium besuchte, um es nach wenigen Jahren mit Auszeichnung zu verlassen. Die Leitung des akademischen Wagnervereins brachte ihm die erste Uebung im Dirigieren, aber schon 1881 fand er ein Feld größerer Thätigkeit: er ging als Nachfolger Dessjoffs an das Hoftheater in Karlsruhe, und seinen Bemühungen ist es zu danken, daß jetzt die Karlsruher Oper als eine der ersten in Deutschland gilt. Sein Wirkungskreis ist ihm auch so lieb geworden, daß er eine 1886 an ihn ergangene Berufung als Hofkapellmeister nach Berlin ausschlug und in Karlsruhe blieb. Als Komponist ist Mottl mit Liedern, sowie mit einer Oper „Agnes Bernauer“ und dem Festspiel „Oberstein“ an die Öffentlichkeit getreten.

Arthur Nikisch wurde am 12. Oktober 1855 zu Szent Miklos in Ungarn geboren, besuchte wie alle vorhergenannten



Felix Weingartner.

Karl Muck.

Joseph Sucher.

Arthur Nikisch.

Hermann Levy.

Hans Richter.

Felix Mottl.

Richard Strauß.

das Wiener Konservatorium, wo er im besondern Schüler von Dessjoff und Hellmesberger war, und verließ das Institut 1874 mit einem Preis für Komposition und Violinspiel. Zunächst trat er als Geiger in das Wiener Hofoperorchester, aber schon 1878 holte ihn sich Angelo Neumann als zweiten Kapellmeister an das Leipziger Stadttheater, und hier bewährte er sich so ausgezeichnet, daß ihn Stägemann, der 1882 die Direktion übernahm, zum ersten Kapellmeister machte. 1889 ging Nikisch als Dirigent der Sinfoniekonzerte unter glänzenden Bedingungen nach Boston, kehrte jedoch 1893 in sein engeres Vaterland, nach Pest, zurück, wo er Kapellmeister und Operndirektor wurde. Wegen eines Zwistnisses mit der Intendantin gab er diese Stellung auf und übernahm dafür 1895 die Leitung der Leipziger Gewandhauskonzerte und der Berliner philharmonischen Konzerte.

Dr. Karl Muck ist ein Darmstädter Kind (geb. am 22. Oktober 1859) und verlebte seine Jugend in Würzburg, wo sein Vater die Stellung eines Ministerialrats bekleidete. Schon als Gymnasiast trat er mit Erfolg pianistisch auf, bezog aber doch die Universität, um Philosophie zu studieren. In der Musikstadt Leipzig wurde jedoch sein Drang zur Tonkunst so

mächtig, daß er sich unter C. F. Richters und Karl Reinedes Leitung ihr ganz widmete. 1880 ließ er sich als Klavierspieler vor der großen Öffentlichkeit hören, und zwar mit A. Scharwenkas B-moll-Konzert in einem Gewandhauskonzert. Während der nächsten Jahre war er als Dirigent in Zürich, Salzburg, Brünn, Graz und Prag thätig und wurde 1892 als Hofkapellmeister an das Berliner königliche Opernhaus engagiert. Nach Reinedes Rücktritt bot man ihm die Leitung der Leipziger Gewandhauskonzerte an, aber die Berliner Intendantin mochte sich nicht entschließen, seinen Kontrakt zu lösen, verlängerte ihn vielmehr um zehn Jahre.

Von allen hier aufgeführten Kapellmeistern ist Richard Strauß der einzige, der als Komponist ebenso bedeutende und nachhaltige, ja vielleicht noch nachhaltigere Erfolge aufzuweisen hat wie als Dirigent. Er wurde am 11. Juni 1864 in München als Sohn eines königlichen Kammermusikers geboren, war Schüler vom Hofkapellmeister W. Meyer und machte schon in jungen Jahren Aufsehen durch verschiedene Orchesterwerke; so durch eine Serenade für dreizehn Blasinstrumente, die Hans von Bülow mit dem Meininger Orchester vielfach ausführte. Bülow zog ihn auch als Hofmusikdirektor nach Mei-

Die weiße Sklavin.

Skizze von Agnes Schöbel.

Nachdruck verboten.

ningen (1885), aber schon ein Jahr später finden wir ihn als dritten Kapellmeister in München und 1889 als Hofkapellmeister in Weimar. 1894 verließ er Athen, um wieder nach München überzusiedeln, wo er heute als Hofkapellmeister neben Hermann Levy wirkt. In demselben Jahr verheiratete er sich mit der Weimarer Primadonna Frl. de Ahna, die auf dem Musikfest des allgemeinen deutschen Musikvereins 1894 die weibliche Hauptrolle in seiner Oper „Guntram“ hinreichend dargestellt hatte. Von Strauß' Kompositionen sind außer einer Anzahl von Kammermusikwerken und Liedern vor allem zu erwähnen die sinfonischen Dichtungen „Aus Italien“, „Don Juan“, „Macbeth“, „Tod und Verklärung“.

Als Komponist hat sich auch Felix Weingartner mannigfach versucht, insbesondere als Nieder- und Opernkomponist („Sakuntala“, „Malawika“, „Genesius“), ohne daß er es darin bisher zu allgemeiner Anerkennung gebracht hätte. Um so rückhaltloser hat man ihm als Dirigenten zugejubelt, und die von ihm geleiteten Symphoniekonzerte des königlichen Opernhäuses in Berlin sehen bei dem musikalisch gebildeten Publikum der Reichshauptstadt in höchstem Ansehen. Auch literarisch hat sich Weingartner in jüngster Zeit mit großem Erfolge betätigt.

Weingartner ist am 2. Juli 1863 in Zara in Dalmatien geboren, studierte 1881 auf dem Leipziger Konservatorium und war als Kapellmeister in Danzig, Königsberg, Prag, Mannheim und Hamburg thätig, bis er 1891 als Hofkapellmeister nach Berlin berufen wurde.

Der geschätzte Leser möchte nun, ich ahne es, nebst der Lebensbeschreibung auch eine Charakteristik der künstlerischen Eigenart aller dieser Kapellmeistergrößen haben. Das läßt sich aber sehr schwer machen. Um die Aufgabe ganz zu erfüllen, müßte man eingehend und mit Hilfe von Notenbeispielen auseinandersetzen, wie daselbe Stück von den verschiedenen Dirigenten wiedergegeben wird oder wurde. Da ein solches Vorgehen hier von vornherein ausgeschlossen ist, so bleibt nichts übrig, als durch einige aufs Allgemeine gehende Bemerkungen die Persönlichkeiten zu differenzieren.

Die harmonischste Natur von allen ist vielleicht Hermann Levy. Er malt jedes Detail aufs feinste aus, aber er verliert sich doch nicht im einzelnen; er sieht fest über das Ganze hin und durchwärt es mit seiner starken Empfindung. Eine schöne Gefühlswärme zeichnet auch Joseph Sucher aus. Seine Auffassung hat immer einen großen Zug, Schwung und Feuer. Mit dem Kleinwerk nimmt er's nicht ängstlich, und wenn er auf diese Weise eine Zerfaserung und Zerplitterung glücklich vermeidet, so kommt es dafür wohl vor, daß in der Wiedergabe eines Musikstückes ihm dies und jenes etwas grobkörnig gerät. In diesen Eigenschaften ist Richard Strauß ihm verwandt. Er mag nicht lange prüfen oder wählen und geht dem Kunstwerk mit einer erquickenden, frischen Jugendlichkeit zu Leibe. Dester schlägt er in der Auffassung ganz verb nebenbei, noch öfter aber trifft er den Nagel so sicher und fest auf den Kopf, daß man seine Freude daran hat. Hans Richters künstlerisches Wesen ist eine eigentümliche und anziehende Mischung von wienischer Gemütslichkeit und ungarischem Feuergeist. Er gehört zu den wenigen modernen Kapellmeistern, die noch eine Mozartsche Sinfonie in Mozartschem Geiste spielen können; und auf der andern Seite dirigiert er wieder eine Bizetsche Rhapsodie mit so viel Temperament und virtuoser Kraft, daß das Orchester förmlich Funken sprüht.

Felix Weingartner und Arthur Nikisch haben etwas Verwandtes in der Art, wie sie ein Orchesterwerk leiten; nicht äußerlich etwa, denn Weingartner ist sehr lebhaft, seine beiden Arme und sein ganzer Körper sind unausgesetzt in Bewegung, während Nikisch eine eiserne Ruhe bewahrt und mit leichten Handbewegungen auskommt. Aber die absolute Herrschaft über das Orchester, das seine Gefühl für Rhythmus und die Eleganz des Ausdruckes ist beiden gemeinsam. Weingartner hat vielleicht noch eine größere sinnliche Erregbarkeit; sein Ohr ist aufs äußerste geschärft für alle Subtilitäten der Orchesterfarben, ja, er ist so sehr Farbensinnlicher, daß es öfter den Eindruck macht, das äußere, schillernde Gewand eines Orchesterstückes interessiere ihn mehr als der musikalische Körper, der darin steckt. Nikisch ist herber, er schweigt weniger im sinnlichen Klang der instrumentalen Kombinationen, aber in der formalen Gestaltung zeigt er eine große Klarheit und Festigkeit, so daß auch das vielverschlungenen Geäder einer Brahms'schen Sinfonie sich leicht überschaulich vor dem Hörer ausbreitet.

Aus Dr. Mucks Dirigieren schaut etwas Akademisches heraus; nichts, das irgendwie steif oder zopfig wäre; aber er zeigt bei aller Freiheit eine gewisse Würde, die, weil sie ihm natürlich ist, sympathisch anmutet.

So verschieden nun die Individualitäten dieser Dirigierkünstler sind und so verschiedene Wege sie einschlagen, um durch das Orchester auszusprechen, was ihr Inneres bewegt, eins haben alle gemeinsam: die begeisterungsvolle Hingabe an ihre Kunst. In diesem Medium kommen alle Gegenfätze zu schönem Ausgleich.

Karl Krebs.

Aphorismen.

Nachdruck verboten.

Wenn wir gar keinen andern Ausweg mehr entdecken können, uns auf ehrenvolle Weise einer moralischen Verpflichtung zu entziehen, so kommen wir gewöhnlich zu der Ueberzeugung, daß unsre Bemühungen doch fruchtlos bleiben würden.

Du vermagst alles über dich, was du willst. Aber rede dir nur nicht ein, du könntest alles wollen.

Es ist außerordentlich viel vornehmer und bequemer, die Menschheit, als bloß die Menschen zu lieben.

Wenn ein Betrunkenener dumme Streiche macht, und wieder zur Besinnung kommt, so schilt er — den Wein.

Ein Buch will mit Geist geschrieben sein; man vergißt aber nur zu oft: es will auch mit Geist gelesen sein.

Konrad Timm.

„Fräulein! Bitte, bitte rechnen Sie mir doch die dummen Exempel heraus! Ich werde nicht fertig damit!“ —

„Fräulein! Möchten Sie mir nicht den Knopf hier an meinen Schuh nähen?“ — „Fräulein! Wann ist ganz bestimmt der jüngste Tag?“ — „Fro — i — lein!“ wimmert's jämmerlich aus einer Ecke hervor. „Helfen Sie mir doch, ich habe solche Zahnschmerzen, bitte, bitte, Fro — i — lein!“ — Ein fünftes Stimmchen, das noch nicht in artikulierten Lauten sein dringendes Verlangen nach „Fräulein“ auszudrücken vermag, erhebt sich voll schmetternder Kraft aus einem Wiegenbettchen.

Das vielversene „Fräulein“, eine allerliebste Blondine mit beweglichen Gliedern und munteren Augen, hält sich lachend die Ohren zu. Dann eilt sie zum Sorlethapparat, erwärmt rasch eine der luftdicht verschlossenen Flaschen und trägt sie zu Baby. Sofort verstummt das rosigte, kleine Geschöpf. Wohligh dehn't's die wie aus Wachs geformten Gliederchen zwischen den gestickten Kisschen.

Die Thür des Nebenzimmers öffnet sich. Eine mit raffinierter Eleganz gekleidete junge Frau tritt herein und nicht befriedigt. „So recht, mein liebes Fräulein! Baby bedarf Ihrer am meisten! Auch beruhigt's mich, die Kleine nicht fortgesetzt in den Händen des ungebildeten Kindermädchens zu wissen!“

Ein Käufern der Verlegenheit. „Sagen Sie, liebste Fräulein, ginge es nicht an, daß Sie Baby heute auf den Spaziergang mitnehmen? Im Kinderwagen ist das ja so leicht! Anna wird schwerlich abkommen können — Sie wissen, daß heute mein Jour ist!“ Sie nestelt an ihrem Handschuh. „Und noch eins — es sind, glaube ich, ein paar Batistbezüge von Baby zum Durchwaschen da. Von so einem winzigen Geschöpfchen rechnet das ja kaum. Und mein Spitzennegligé nehmen Sie gewiß auch gleich dazu.“ Die schöne Frau lächelt überwältigend liebenswürdig: „Sie sind ja eine Tausendkünstlerin, eine Perle — wir wissen das! Sie erwerben sich wirklich Himmelslohn, wenn Sie einer vielgeplagten Hausfrau hin und wieder beistehen!“ Sie schiebt klagen die Frauen zusammen. „Gott! Allein die Sorgen um die Kinder! Und die geistlichen Verpflichtungen, der große Hausstand! Sie haben's gut, Sie können jetzt in den schönen Tiergarten und spazieren sitzen — ich habe noch eine Welt zu erledigen bis zum Abend! Vergessen Sie übrigens nicht Ihre Häkelerei, liebes Fräulein! Die Lore braucht so notwendig Einläge an die Hemden. Auf dem Rückweg könnten Sie ja bei Josty petit four ausuchen und auch etwas feines Obst mitbringen. Sie haben wohl die Güte, die Kleinigkeit auszuliegen? Transportieren Sie nur alles im Kinderwagen, damit Sie keine Last haben!“

Sie beugt sich über Baby, das mit mächtig aufgeblasenen Bäckchen an seiner Flasche saugt. „Lebe wohl, Darling! Wie gern bliebe ich bei dir!“ seufzt sie abschiednehmend, wirft dem Fräulein noch hin: „Ich darf doch darauf rechnen, daß Sie heute abend den Thee bereiten? In Ihrem netten rosa Kleidchen?“

Dann rauscht sie zur Thür, um sich dort noch einmal umzusehen. „Sie sind gewiß so liebenswürdig, während des Spaziergangs mit den Kindern französisch zu sprechen? An ein flottes Klavierstück für Lore, zu Papas Geburtstag müssen wir auch bald denken.“

Sie winkt grüßend mit der Hand. Fünf Minuten später steigt sie unten in die bereitstehende Equipage.

Fräulein macht sich nun daran, dem zehnjährigen Kurt bei seinen Exempeln zu helfen, d. h. sie rechnet sie ihm fix und fertig aus, während er aus seinen Taschen „gepartes“, alias von der Tafel gestohlenes Raschwerk in den Mund stopft. Dazwischen beantwortet Fräulein hundert Fragen der um sie herum lungernden Kinder, entscheidet die wichtigsten Bedenken, z. B. ob der Puppe Flora Blau oder Rosa besser steht, ob Fritz Zuckerbäder oder Droschkentücher werden soll, rabelt aus Lore's Extemporale drei Tintenflecke „unlösbar“ aus und geht dann an die fast unlösbare Aufgabe, ihre fünf Pflegebefohlenen zum gewohnten Spaziergang menschenwürdig herzurichten. Die zwei wilden Buben „kraken ihr aus“ — sie muß sie zuvörderst einfangen. Bei der tollen Jagd durch sämtliche Räume zerbricht eine von Mamas kostbaren japanischen Vasen.

„Fräulein hat Schuld!“ deklamieren die kleinen Uebelthäter unisono. „Wenn sie uns nicht gejagt hätte, wäre die Vase nicht kaputt gegangen.“ Mit vor Schreck erblaßtem Gesichtchen räumt Fräulein die Scherben fort — dann beginnen die „Waschungen“. Unter fürchterlichem Gebrüll sämtlicher Kinder! Klaus raust dem Kurt einen Büschel Haare aus. Lore mengt sich dazwischen und „kriegt tüchtig eins ab“. Das neckische Mäuschen hat sich inzwischen als Junge verkleidet. Lore will infolgedessen auch was Besonderes haben und macht sich „subbe doll sein“.

Inzwischen hat Baby, als die Personifikation gesättigten Reichtums, angehoben, ungeduldig nach Abwechslung zu brüllen. Fräulein weiß zum hundertstenmale am Tage nicht, ob ihr armer Kopf noch zwischen den Schultern steht.

Unter Witten, Drohen und eifriger Thätigkeit erreicht es die Vielgeplagte endlich, daß die kleine Karawane fertig zum Aufbruch ist.

Nun gilt es, den Kinderwagen die Treppe hinunter zu bugsilieren. Der Diener, zugleich Kutsher, dem dies Geschäft sonst obliegt, hat Dienst bei der gnädigen Frau. Klaus und Kurt sollen angreifen, Fräulein nimmt das jauchzende Baby auf den Arm. Ein Krach, ein martererschütternder Schrei! Klaus hat dem hilfreichen Akt ein turnerisches Kunststückchen beigezogen versucht und dabei sich, den Bruder und den Wagen zu Falle gebracht. Babys Fläschchen, sowie der Essenbeinbiegegriff sind die Opfer — an den Schläfen der Brüder erheben sich prangend zwei feuerrote Beulen. „Wie so'n Döner“, meint Klaus humoristisch.

Mit gedämpfter Fröhlichkeit bewegt sich fünf Minuten später der kleine Zug am Kanal entlang. Fräulein schaut träumerisch zu den lichten Schleiern empor, welche der Frühling über die herrlichen, alten Kastanienbäume des Quais geworfen hat.

Da erwacht in Baby die Marotte, „genommen“ sein zu wollen — verzweiflungsvoll neigt es sich über den Rand

seines seidegepolsterten Gefängnisses. In Fräuleins Blick erstickt das Leuchten, sie blickt sich zu dem reizenden Quälgeist, Klaus benützt die Zeit, um über die Balustrade des Weges zu steigen und so knapp am Grate des Quais einherzubalancieren, als wolle er sich etwa zum Gensjäger ausbilden. Die kleinen Mädchen streifen indessen ihre Hüftchen ab und beginnen mit geradezu verklärten Blicken Sand aufzuheben, um ihn sich gegenseitig in die goldenen Locken zu streuen! Die Thränen in den Augen, Baby auf dem Arm, springt Fräulein dem kleinen Wagehals nach — währenddessen tollt Kurt mit dem leeren Wagen davon.

Unter Beschwörungen gelingt es Fräulein endlich, ihre Herde an den Goldfischteich zu leiten. Die „spielenden“ Bemühungen, das geliebte Deutsch zu verbannen, scheitern an einem vierfachen Hohngelächter. Doch bringt das Füttern der goldenen Fische Beruhigung — die kleinen Feiniger verwandeln sich in die holdesten Geschöpfe der Welt, Baby jauchzt zum leise erglühenden Abendhimmel empor — Fräuleins Gesicht strahlt. Sie kann nun beruhigt häkeln.

Sogar der Ausbruch und Rückgang gestaltet sich erträglich — bis auf einige Invasionen der Knaben in die bei Josty erstandenen Düten.

Zu Hause angekommen, gilt es, die drei Jüngsten mit Bist in Morphens Arme zu betten und dann — dann ist es Zeit für Fräulein, Toilette zu machen, d. h. sie vertauscht ihr schlichtes Hauskleid mit einem netten, rosigen Batisthändchen. Das junge Mädchen steht vor dem Spiegel, ein Leuchten in den tiefen, blauen Augen, über dem blonden Scheitel ein Fimmern von Heiligkeit und Poesie — heute abend, im Salon der Gnädigen, soll sie ja ihn wiedersehen, ihn, den einzigen Menschen, der sie nicht „Fräulein“ nennt, für den sie mehr ist als etwa eine Nummer oder ein genereller Begriff. O, jener erste Abend, an dem sie ihm hat erzählen dürfen von ihrer armen Kindheit, von der langen Todeskrankheit des Vaters, von ihrer Sehnsucht, sich zur wissenschaftlichen Lehrerin auszubilden, von dem Scheitern all ihrer Pläne an des Vaters Sterbebett! Von ihren ersten bösen und traurigen Erfahrungen, als „Fräulein“, als gebildetes „Mädchen für alles“! O, jener erste Abend, an dem noch so unendlich viel Wichtiges passierte!

Klinglingling! Hell und scharf schrillt die Glocke der Gnädigen. Die schwebenden, leuchtenden Träume zerfliegen, Fräulein bereit sich, die letzte Hand an die Toilette ihrer Herrin zu legen.

Des jungen Mädchens einfach liebliche Erscheinung verschwindet neben diesem üppig schönen Frauenbild. Jetzt ist die „gequälte Hausfrau“ nicht mehr „abaktue“, nicht mehr „nerbö“. Strahlend in dunklem Feuer blicken ihre Augen unter der rotflimmernden Haarkrone, die weichen Glieder regen sich geschmeidig, von feiner Seide bedeckt wie von einer leuchtenden Schlangenhaut.

Im Salon. Aus phantastischen, gläsernen Kelchen brennen die elektrischen Flammen hervor. Orangehell und feurigrot sind die Lampen verschleiert. Der Duft von frischen Blumen und das Parfum, welches die Kleider und Haare eleganter Frauen ausströmen, schwebt durch den Raum. Zwischen der Pracht der japanischen Einrichtung liegen lange, glühende Schleppe träge umher. Die Damen, die, von Kavaliere umgeben, in den Sesseln lehnen, halten in den arbeitsscheuen Händen Theetassen, welche das „Fräulein“ ihnen präsentiert hat, das sie dafür vollkommen als Dienstboten behandelt oder vielmehr übersehen haben.

Die Hausfrau singt, singt Volkslieder mit so erschütterndem Ausdruck, als trüge sie wirklich ein Herz in der Brust! Sie singt von dem armen Kinde, das nicht Vater, nicht Mutter hat, das durch die Welt irrt, elend, verstoßen, gott- und menschenverlassen!

Und in der Ecke des goldstrahlenden Salons, neben dem mit Silber und kostbarem Porzellan überladenen Theetisch steht das „Fräulein“, nicht selten einsamer unter Menschen als das Hebefind in der öden Weite — die weiße Sklavin des neunzehnten Jahrhunderts! Wer erbarmt sich ihrer? Wer singt von ihrer heimlichen Not in Tönen, die ans Herz greifen?

Rauschender Beifall überschüttet die junge Frau am Ende ihres Vortrags — in den Augen einiger Zuhörerinnen funkeln Thränen — falsche Diamanten! Mit ernster Miene erhebt sich der Mann, welcher die Begleitung gespielt hat. Sein Gesicht ist goldig verbrannt, wie das aller, welche längere Zeit in der Nähe des Äquators gelebt haben. Dreimal hat er Afrika durchquert, der berühmte Forscher, berühmt nicht nur wegen seiner Eroberungen für die Wissenschaft, berühmt auch wegen der Menschlichkeit, die er den unglücklichen Schwarzen bewies. Ob er im dunklen Erdteil härtere Sklaverei antraf als bisweilen in dem vom Lichte der Intelligenz durchstrahlten Europa, der Hochburg der Kultur?

Mit freundlichem Gruß tritt er zu dem Fräulein und bittet um eine Tasse Thee aus ihren Händen. Das gefrorene Lächeln, die spizen Blicke der Damen überfließt er.

Rot vor Freude und glückselig schaut die Kleine zu ihm auf. Sie lacht, sie plaudert.

„Vergessen Sie auch nicht ganz Ihre Pflicht, Fräulein?“ Hell und scharf hat es dieselbe Stimme gerufen, welche noch vor Minuten so herzzerreißend um ein dem Elend der Welt preisgegebenes Geschöpf klagte.

Hastig fahren die von schwerer Arbeit ungesügte gewordenen, zerfurchten Hände des Fräuleins zwischen dem feinen Porzellan umher — ein trockenes Klirren, die eine der kostbaren japanischen Tassen ist zerbrochen.

Mit funkelnden Augen, aller Herrschaft über sich selber bar, kommt die schöne Hausfrau herüber. „Mein Gott, werden Sie es denn nie lernen, mit fremdem Eigentum behutsam umzugehen, Fräulein! Ueber die Vase, welche heute nachmittag entzwei ging, verlor ich kein Wort, obgleich deren Wert nebenbei mehr beträgt als Ihr ganzer Jahreslohn,“ sagt sie mit gedämpfter Stimme.

Sie hat das Wort „Lohn“ gewählt, nicht Gage, nicht Honorar, sondern Lohn!

Das Fräulein fühlt etwas in sich aufwallen — sie will die Stimme erheben, aber sie bezwingt sich. „Die Vase zerbrach Klaus, nicht ich,“ verteidigt sie sich einfach.

„Mein Sohn mag die physische That begangen haben, die physische Urheberin sind Sie, mein Fräulein,“ entgegnet die Herrin scharf. „Kinder sind wild und unbedacht, an Ihnen ist es, ihre kleinen Unarten zu verhüten, Sie müssen Gedanken haben für die Kleinen, sie von unnützem Thun ablenken“

Die eleganten Zuhörerinnen dieser weisen Rede nickten der vollendetem Erzieherin befriedigt zu. Und mit fromm emporgeschlagenen Augen fährt die in allen Sätteln gerechte Frau fort: „Du lieber Gott, können Sie denn nicht wenigstens in den paar Stunden, da mich anstrengende Pflichten von meinen Kleinen abziehen, ihnen die Mutter ersetzen, Fräulein?“

„Bleich bis in die Lippen steht die Gemahregelte da. Zu rechtgewiesen vor der Gesellschaft, vor ihm! Er sollte nur die „Pflichten“, die „paar Stunden“ der Gnädigen kennen! Tag und Nacht hat sie, das Fräulein, dem man alles aufspaden darf, nicht Ruhe vor den „reizenden Unarten“ der lieben Kleinen!“

Die schöne, zürnende Frau wendet sich ab. „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie für die Tasse einzustehen haben werden,“ ruft sie noch über die Schulter und lächelt dann einem neu hinzugekommenen Gaste entgegen.

Eine brennende Thräne fällt auf die zerbrochene Spielerei. Für die bedürftige, halbgeblühte Mutter hat das „Fräulein“ sich eine kleine Summe abgepart; ob sie ausreichen wird, diesen Land zu ersehen?

Auf der Stirn des jungen Forschers haben sich tiefe Falten gebildet. Er tritt zu seiner Kousine. „Um Verzeihung, liebste Nora! Würden Sie mir gestatten, Ihren Schmerz zu heilen? Ich werde Ihnen morgen genau so ein Täschchen wie das zerbrochene zu Füßen legen, ich habe es selber aus Japan mitgebracht!“

Inzwischen ist aus dem Kreis der eleganten Damen ein junges Mädchen herausgetreten. Sie streckt zwei weiche, weiße Hände aus. „Darf ich Ihnen beim Präsentieren ein wenig helfen, liebste Fräulein — wie heißen Sie? Erika? Welch lieblicher Name! Ich heiße nur Klara.“ Sie dämpft ihre Stimme ein wenig. „Gewiß machen Ihnen die wilden Kinder den Tag über tüchtig zu schaffen, und Sie sind abgesspannt, bitte, lassen Sie mich —“

Und mit bezaubernder Gewandtheit übernimmt Fräulein von Bergen Eritas Amt. Die Anwesenden sind entzückt — der junge Forscher ist von neuem zu dem „Fräulein“ getreten, auch seine Blicke folgen wohlgefällig dem schlanken Mädchen, das sich nicht schämte, einer „Enterbten der Gesellschaft“ Herz zu zeigen.

Erika ist glücklich. Unter ihren Augen entzündeten sich kleine, rote Flämmchen. Andächtig saß lauscht sie dem, was ihr der Freund erzählt von fernen Welten, von fremden Sternen und Menschen. Wie wilde Märchen klingt es.

Und dann spielt er dem „Fräulein“ am Flügel ein paar arabische Volkslieder vor — kriegerische, waffenklingende Weisen. Zum Schluß giebt er eine kleine, unscheinbare Melodie in gedämpften, heimlichen Tönen. „Die ist mir gefolgt aus der Heimat, ist immer bei mir gewesen — meine Mutter hat sie gesungen,“ flüstert er.

Erika beugt sich zu ihm herab — erröthend, leise gesteht sie, daß es ihr Wiegenlied gewesen, das er soeben gespielt.

Wie ein Hauch schweben die Töne um die beiden her. Da rauscht's von Seide anspruchsvoll und weltlich hinein in den heiligen Moment, da zwei Menschenherzen sich zu einander neigen.

„Fräulein! Es ist Zeit, nach den Kindern zu sehen und für morgen alles Notwendige vorzubereiten,“ erklingt mahnend die Stimme der Hausfrau. Mit bezauberndem Wohlklang fährt sie dann fort: „Liebster Alexander, wir gehen bald zu Tische, ich habe Ihnen den Platz neben meiner Schwester Klara aufgehoben. Vielleicht erlösen Sie die Kleine jetzt ein wenig von dem Amte des Präsentierens!“

„Fräulein“ verschwindet. Niemand als der Doktor bemerkt ihren verlegenen Gruß. Sie geht zu den Kindern. Lange, in hohes Träumen versunken, sitzt sie an Babys Bett, und als sie endlich den Kopf auf ihr Kissen legt, da singt ein armes, kleines Lied sie zur Ruhe.

Im Speisesaal herrscht inzwischen jener lustige Lärm, welchen eine vergnügte Tafelrunde hervorbringt. Auf dem Schoße der Hausfrau macht sich ein wie aus Flaumfedern zusammengewebtes Etwas breit, Siff, der verhätschelte Malteser. Er darf stets mit den Herrschaften speisen — das „Fräulein“ an Gesellschaftstagen nicht!

Die Schwester der Hausfrau zieht laut und ungeniert den Vergleich. „Gott, wie beklagenswert solch armes Ding von Fräulein ist!“ fügt sie hinzu. „Sie ist doch eigentlich Erzieherin, Klavierlehrerin, Kindermädchen, Näherin, Jose, Dienstmagd, Gesellschafterin in einer Person!“

„Aber alles nur halb!“ wirft die Hausfrau äußerst sanftmütig ein. „Wenn ich z. B. an Fräuleins Französisch denke!“

Der junge Forscher läßt seine Gabel auf der Fingerspitze balancieren. „Vermuthlich hat sie nicht die Mittel gehabt, es in Paris zu studieren! Da Sie aber so perfekt darin sind, liebste Nora —“

„Soll ich vielleicht die Kinder unterrichten!“ ruft die schöne Frau klagend. Sie betrachtet ihre sammetweichen, mit Edelsteinen bedeckten Finger. „Ja, wozu ich alles Zeit aufbringen muß! Der Wirtschaft vorstehen, die Kinder erziehen, repräsentieren, Gesangstudien machen, au fait bleiben über den Stand der Künste, mich fortbilden — mein Gott! Solch Fräulein hat gar keine Verantwortung, sie kann in den Tag hineinleben —“

„Ich finde es schon furchtbar traurig, so ohne Namen durch die Welt zu gehen und von niemandem als Persönlichkeit geachtet zu werden,“ entgegnet Fräulein Klara. „Allen übrigen Angestellten sind die Grenzen ihrer Pflichten scharf gezogen. Nur das „Fräulein“ hat fortwährend die Funktionen anderer zu übernehmen, wird unausgesetzt zu niedrigen Dienstleistungen mißbraucht.“

„Der Gluck der Halbbildung, liebste Schwester!“ Der Forscher hat voller Freude den Worten des jungen Mädchens gelauscht. Das Gespräch zwischen den beiden wird immer lebhafter. Wohin es sich wendet, trifft es auf gemeinsame Interessen. Den ganzen Abend bleibt der erste Mann neben seiner klugen, mutigen Tischdame, er begleitet sie bis an ihr Haus.

Und in der nächsten Zeit findet er sie durch Zufall oder durch Vermittelung gütiger Nebenmenschen immer an seine Seite geschoben. Der Frühling bringt ja so viele Ausflüge, routs, Gartenfeste, gesellige Zusammenkünfte! Auch innerlich kommen sich die zwei Menschen immer näher. Mit offener, schöner Herzlichkeit erfreut sie sich an der kühnen Männlichkeit seines Wesens, die jeder Gefahr in einem harten Leben trotzte,

ihm wird die reine Menschlichkeit, die klare Harmonie, die aus ihrer Seele hervorströmt, immer teurer.

Sie liebt ihn, weil er Gefahr bestand. Er liebt sie um ihres Mitleids willen, um jenes Mitleids willen, das sie der gesamten leidenden Kreatur entgegen trägt, das sie ihm so wohlverwandt macht.

Die vorsichtige Schwester Fräulein Klaras verhütet sehr sorgfältig ein Wiedersehen zwischen ihrem Better und dem „Fräulein“. Längst hat sie den berühmten jungen Forscher zu ihrem Schwager auserkoren. Ihr kann es schließlich gleich sein, an welcher Angel er gefangen wird. Sie hält Klaras Philanthropie für ein raffiniertes Kokettieren.

Erika weint sich nachts die Augen wund. Sie begreift's nicht, weshalb die Gnädige jetzt immer selber den Thee macht an ihren Fouros.

Und eines Morgens, während sie „aus besonderer Liebeshwürdigkeit und weil sie so reizend geschickt zu allem ist“, der schönen Herrin Goldhaar frisiert, gleitet ihr Blick wie zufällig über eine gestochene Karte, die zwischen dem Krystall des Toiletentisches liegt —

„Dr. Alexander Wiedenhöfer,
Klara von Bergen,
Verlobte“

steht auf der Karte.

Eine Saite in Eritas Innern zerspringt, ein frohes Zukunftslid verstummt. Sie hat ihn geliebt! Und er? Er hat sich ihrer nur erbarnt, weil sie das „Fräulein“ ist, eine Sklavin in seinen Augen!

Stumm, mit zitternden Fingern wirrt sie die schimmernden Haarfäden auseinander und formt eine Krone daraus auf dem Haupte ihrer Herrin. Triumphierend ruht der Blick der schönen Frau auf dem erblichen Gesicht dieser anmaßenden Person, welche sich wahrhaftig eingebildet hat, mit ihrer Schwester zu rangieren!

Fest und beherrscht verläßt Erika den schwülen, parfümierten Ankleideraum.

In ihrem Zimmerchen liegt sie dann auf den Knien, unter unheimbar heißen Weinen ihre erste und letzte Lebenshoffnung begrabend. Stundenlang schluchzt sie, all ihrer Pflichten vergeistert, bis endlich der Gesang der Gnädigen, der das vornehm stille Haus durchhallt, sie mahnt, daß es ein Uhr ist, Zeit, die Kleinen Mädchen aus der Schule abzuholen.

Die schöne Frau singt „vom lichten Maien, der lindert alle Herzensnot —“

Noch vor der Hochzeit des jungen Paares giebt Erika ihre Stellung auf. Von ihrem Gesicht ist die Jugendblüte verschwunden, sie altert rasch. Von Haus zu Haus zieht sie als „Fräulein“, immer belasteter, immer abgehefter, immer freudloser. Keine Stunde gehört ihr, kaum ein Gedanke. Sie weiß es schließlich nicht mehr, daß auch für sie Menschenrechte erschaffen wurden. Sie hat nur Pflichten, sie ist verdammt, „Fräulein“ zu sein bis ans Ende ihrer Tage...

Frauenenerwerb in Amerika.

Nachdruck verboten.

Noch vor dreißig Jahren war im Bundeschahamt zu Washington keine einzige Frau angestellt, und jetzt giebt es dort deren nicht weniger als 6000. Die Sachverständigen für die Feststellung gefälligsten und verbrannt, oder auf andere Weise verstümmelten Papiergeldes sind in Washington weiblichen Geschlechts und sollen sehr zuverlässig sein. Mrs. Leonard z. B. hat während eines Zeitraums von drei Jahren Banknoten im Betrage von zwei Milliarden Dollars auf ihre Echtheit geprüft, und ihr täglicher Durchschnitt beziffert sich auf 200 000 bis 400 000 Dollars, doch sind schon zwölf Millionen an einem einzigen Tage durch ihre Hände gegangen. Trotzdem sie sich während ihrer Dienstzeit schon zum zweitemmale verheiratet hat, läßt man sie nicht gehen, weil sie unentbehrlich ist.

Wenn irgendwo ein Expresswagen in Flammen aufgegangen ist, so wird der eiserne Geldschrank nach Washington geschickt. Frauen öffnen ihn, sieben den oft fast zu Mache gewordenen Inhalt durch, suchen die verlohten Reste von Papiergeld heraus und unterwerfen sie unter der Leitung von Mrs. Brown einer mikroskopischen Untersuchung, denn diese ist Chef des Bureaus für die Prüfung verbrannter Banknoten. Sobald eine solche Note von ihr identifiziert ist, muß das Schahamt den Betrag herauszahlen, doch bleibt sie haßbar für jeden Verlust, der durch ihr Versehen die Regierung trifft. Während ihrer ganzen dreißigjährigen Amtszeit hat Mrs. Brown nur 25 Cents (60 Pfennig) ersehen müssen, obgleich ihr alles Papiergeld zugeht, das im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten vom Feuer gelitten hat, von Tieren gefressen und wieder verdaut, von Mäusen zernagt, vom Wasser zu Brei verwandelt worden ist. Frauen sind es, die im Bundesamt das Gold und Silber zählen, die Maschinen haben, welche die Banknoten stempeln und zerschneiden, kurzum, dort eine Menge der wichtigsten Vertrauensämter bekleiden.

Ihre große Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt befähigen sie in hervorragendem Grade zu solchen Ämtern und machen sie auch sonst im Geschäftsleben zu gefährlichen Mitbewerberinnen für die Männer. Jüngst wurden in New-York drei Brüder, von denen der eine als Kassierer, der andre als Buchhalter, der dritte als Stenograph in dem nämlichen Geschäft mit hohem Gehalt angestellt war, entlassen und ihre Stellen ihren drei leibhaftigen Schwestern für den dritten Teil der Gehälter übertragen. Während man in Amerika laut nach Schutz für die einheimischen Arbeiter gegen die Konkurrenz der ausländischen zeterie, ist unermüdet ein Heer weiblicher Eindringlinge von allen Seiten angerückt und hat die armen Männer aus vielen Gebieten verdrängt, welche diese früher als unantastbar betrachteten. Die Konkurrenz zwischen den beiden Geschlechtern beginnt dort zu einem Kampfe zu werden; der „cash boy“ (Kassenzunge) hat sich jetzt in ein Mädchen verwandelt, die Kassierer in den Restaurants, Drogenhandlungen und Apotheken, in den großen Bazars und Hotels sind weiblich, und man zieht sie vor, weil sie nicht nach Kanada durchbrennen, dem Paradies ihrer flüchtigen männlichen Kollegen. Die Fahrgeleider an den Dampffähren und auf den Stationen vieler Hochbahnen werden, was bis vor kurzem noch nicht der Fall war, von Mädchen eingezogen. In vielen Geschäften, deren Kunden ausschließlich Männer sind, bedienen Frauen

und Verkäuferinnen, und als Geschäftsfreisende sind sie sehr gesucht, namentlich für Kurzwaren, Thee und Kaffee, Konerven, Seidenzeuge u. s. w. Dabei erhalten sie nur die Hälfte, mitunter nur den dritten Teil des Gehaltes, den ihre Kollegen vom anderen Geschlecht fordern. In New-York allein soll es jetzt nicht weniger als 25 000 Männer geben, die von ihren Frauen ernährt werden. Auf der andern Seite sind viele junge Männer heute außer stande zu heiraten, weil die Löhne zu niedrig und durch den weiblichen Wettbewerb noch sehr gedrückt sind.

Dadurch, daß die Frauen scharenweise in Berufsarten eindringen, denen sie sich früher fernhielten, schnellen die Gehäldelöhne gewaltig empor, und es ruft einen lächerlichen Eindruck hervor, wenn man in der nämlichen Zeitung folgende Anzeigen dicht hintereinander liest: „Vorzügliche Köchin gesucht, braucht nicht zu waschen, Lohn 20 Dollars.“ „Stenographin gesucht, die auch auf der Schreibmaschine geübt und willens ist, außerdem allgemeine Bureauarbeiten zu verrichten, Lohn 5 Dollars.“ Das ist die Rehrseite der Medaille! Vor zwei Jahren verdiente der Buchhalter durchschnittlich im Jahre 1200 Dollars, die Frau bekommt dafür nur 500, und ihr männlicher Konkurrent sieht sich, da der Markt überfüllt ist, genötigt, auf 900 Dollars hinabzusteigen. Beide zusammen erwerben jetzt also nur wenig mehr als früher der Mann allein.

In Amerika gerät alles zu leicht in das Extreme, und ganz besonders die Frauenbewegung; sie reißt dort Berufsarten an sich, die, in Deutschland wenigstens, wohl noch auf lange Zeit die Domäne der Männer bleiben dürften, obwohl man nicht wissen kann, was in der Zeiten Hintergründe schlummert. Im Staat New-Hampshire giebt es drei Bankkassiererinnen, und eine von ihnen ist schon zum zehntenmale in ihr Amt gewählt worden. Unter ihrer Leitung hat sich das Geschäft des Institutes sehr gehoben, und da sie sich auf die Unterbringung von Darlehen ganz besonders gut versteht, so ist sie zum Mitglied einer Gesellschaft ernannt worden, welche eigens diese Branche betreibt. Texas besitzt sogar eine Nationalbank mit einer Frau an der Spitze, die zugleich der jüngste Bankpräsident in den Vereinigten Staaten ist. In Buffalo und St. Paul giebt es je eine Leichenbesorgerin, und diese Frauen verrichten alles, vom Einbalsamieren des Toten bis zum Beschaffen des Haubenbandes für die Leibtragende, oder des schwarzen Floss um den Hut des Mannes. Auch in Chicago gab es früher eine solche Geschäftsfrau, aber sie hat sich seit einiger Zeit zurückgezogen und lebt von ihren Renten. In Maine betreibt eine Frau eine Schmiedewerkstatt und Lokomotivfabrik, und manche Eisenbahngesellschaften stellen Frauen als Bahnwärter an, weil sie zuverlässiger sind als die Männer.

Chicago hat einen weiblichen Civilingenieur, Cincinnati eine Zollmaklerin, New-Orleans eine Tierärztin. Kalifornien zählt eine Menge von weiblichen Farmern, von Blumen- und Weingärtnerinnen, die Ländereien von sehr bedeutendem Umfange bebauen. In Texas macht eine Bienezüchterin vorzügliche Geschäfte, namentlich durch den Verkauf von Königinnen.

Der weibliche Scharfsmm entdeckt immer neue Berufsarten, und eine der neuesten ist die der sogenannten „shoppers“ (Kommissionärinnen), die sich nur für Frauen eignen. Eine New-Yorkerin, deren Mann erst sein großes Vermögen und dann sein Leben verlor, sah sich im Alter von dreißig Jahren auf sich selbst angewiesen und geriet auf den, wie der Erfolg zeigt, klugen Gedanken, sich ihre früheren Erfahrungen im „shopping“, der amerikanischen Sitte des Lädenbesuchens, ohne gerade die Absicht des Einkaufens zu haben, zu Nuge zu machen. Sie sagte sich, daß es unter den Junggefallen viele giebt, denen das Einkaufen von Wäsche u. s. w. unangenehm ist, oder die gar nichts davon verstehen und es gern sehen würden, wenn eine zuverlässige und ehrliche Person ihnen diese lästige und schwierige Arbeit abnähme. Sie fing zunächst in kleinem Maßstabe an, legte ihren Plan einigen Freunden ihres verstorbenen Mannes vor und gewann deren Rundschaft, die sich auch gern der Mühe unterzogen, in ihren Bekanntenkreisen für sie zu werben. Sie ging darauf zu mehreren der besten Firmen in der Stadt, teilte diesen ebenfalls ihren Plan mit und fragte an, ob sie ihr einen Prozentsatz gewähren würden, wenn sie bei ihnen regelmäßig derartige Einkäufe machte, und man war damit einverstanden. Ihre Kunden erhalten die Waren zum Kaufpreise, sie büßen also keinen Cent daran ein, und eine beschwerliche Mühe ist ihnen erspart. Oft erhalten sie die Sachen sogar noch billiger, weil die „shopper“ es sehr bald heraus hat, wo sie am wohlfeilsten bedient wird. Sie macht ein großes Geschäft in Weihnachts-, Geburtstags- und anderen Festgeschenken, die sie im Auftrage ihrer Rundschaft kauft. Die Unterhandlungen mit den Kunden, Bestellungen und deren Erledigung geschieht nur auf brieflichem Wege, und die Frau, die den neuen Beruf entdeckte, hat sich bereits eine Sekretärin angeschafft, da sie ihre Korrespondenz nicht mehr zu bewältigen vermag.

Ihr Beispiel hat Nachahmung und auch Erweiterung gefunden; es giebt z. B. „shoppers“, die Einkäufe für Leute auf dem Lande oder, wie man hier sagen würde, in der Provinz, besorgen und Frauen und Mädchen, die aus letzterer nach der Großstadt kommen, in den Läden umherführen.

M. S.

Elegante Frühjahrestoilette für den Süden.

(Hierzu Titelbild S. 85.)

Dem Geschmack der Louis XV. und XVI. entsprechen die für die kommende Saison entworfenen Modelle, wie dies die elegante Promenadetoilette auf der Titelseite unsres Blattes bestätigt. Sie ist aus rosa und grau gestreiftem Seidenstoff gefertigt, und der weite Ärmelrock am Rande mit schmalen Frisuren von rosa und grauer Seide begrenzt. Die mit tolligem Schoß gearbeitete Taille hat grobe, wellige, mit rosa Seide bedeckte Aufschläge, die eine Weste aus rosa Seide mit Perlenstickerei umschließen. Im Ausschnitt der Weste befindet sich ein chemisett aus plüschtem Seidenmuffeln, das zum Teil durch ein jabotartiges Spitzenarrangement verfüllt wird. Der sehr geschweifte zackige Kragen ist an der untern Seite mit gestreifter, an der obern mit rosa Seide und Perlenstickerei bedeckt, und die oben ziemlich weiten, am Unterarm anschließenden Ärmel haben am Handgelenk eine Schweißung und sind hier am Schitz mit Spitzen und eleganten Emailknöpfen, wie sie sich auch an der Taille befinden, geschmückt.

Bezugquelle: Paris, Brun Cailleux, 48 rue de la Victoire.



Damensport.

Plauderei

von Richard March.

Nachdruck verboten.

In den dreißiger Jahren noch bestand der ganze Damensport eigentlich nur im Reiten und Schlittschuhlaufen, zwei Arten, die besonders bei der Aristokratie lebhaften Anklang fanden. Heute dagegen sind die sportlichen Bestrebungen der Damenwelt allgemein verbreitet, ja sie sind dasjenige Gebiet geworden, auf dem sie sich bereits unbestrittener Gleichstellung mit den Männern erfreut.

Auf den Reit- und Schlittschuhsport der Damen folgte der Schwimmsport, dessen hervorragendste Vertreterin gegenwärtig die Königin-Regentin Christine von Spanien ist. Jede Dame, die in San Sebastian weilt, hat Gelegenheit, sich hiervon zu überzeugen. Die größte Schwimmleistung gebührt aber einer zweiundzwanzigjährigen Dame aus London, Miß Annie Becker, welche die achtzehn englische Meilen lange Schwimmtour von New nach Greenwich in nicht ganz fünf Stunden zurücklegte.

Auch der Rudersport wird in England von Damen jetzt allgemein getrieben. Auf dem Kontinent faßte er zuerst in Dänemark Wurzel, wo Mitte der achtziger Jahre in einer Provinzialstadt der erste Damenruderklub gegründet wurde. Bald darauf entstand in Kopenhagen eine ähnliche Vereinigung, und das Reglement dieser neuen Ruderkubs enthielt die sehr verständige Bestimmung, daß die Toilette der Mitglieder aus einer wollenen Unterjacke mit Blusentaille von Zephyr, Satin oder dünnem Flanell mit Matrosenträger bestehen solle, daß die Ruderinnen kein Korsett tragen dürfen und daß jede in den Klub eintretende Dame des Schwimmens kundig sein müsse. Einen neuen, interessanten Sport haben vor kurzem die

englischen Damen wiederentdeckt und zu dessen Pflege die „Trophilite Society“ gegründet, einen Verein, der alle Freundinnen der Kunst des Bogenschießens in sich vereinigt. Diese Kunst war ja in England immer zu Hause, und wer Walter Scott gelesen hat, kennt auch die „Archers“ oder Bogenschützen. Die zur Ausübung der Archery begründete Gesellschaft hält ihre Übungen in Regents Park, dem zweitgrößten Londoner Park, ab. Mag man über diese Laune der vornehmen englischen Damenwelt denken, wie man will, selbst der größte Frauenfeind muß beim Anblick der niedlich kostümierten Bogenschützinnen zugeben, daß der neue Sport den Damen recht „gut steht“. Jedenfalls trägt er dazu bei, die Bewegungen der Damen graziös zu machen und ihre Gesundheit zu heben, wenn auch der Lawtennisport diese Wirkungen vielleicht in noch weit höherem Maße erzielt. Dafür erfordert dies Spiel freilich auch mehr Kraft und Geschicklichkeit als das Bogenschießen.

Daß es im übrigen den englischen Damen an Mut und Geschicklichkeit nicht mangelt, beweisen die zahlreichen Jägerinnen, die ihren Sport nicht mehr ausnahmsweise, sondern ganz regelmäßig betreiben. Lady Elene Hastings, die älteste Tochter des Earl of Huntington, ist sogar vor kurzem „Master“ geworden, d. h. sie hat die Oberleitung über die Meute ihres Bruders übernommen, womit nach altem Brauch zugleich die Leitung und das Arrangement bei den Parforcejagden verbunden ist. Da der Master immer zu den besten und kühnsten Reitern im Jagdfeld gehört, muß Lady Elene auch auf dem Gebiet des Reitsports Hervorragendes leisten. Als beste Reiterin gilt übrigens Miß Kittie Wilkins in Idaho (Nordamerika), die nicht weniger als dreitausend Pferde besitzt.

Manchen englischen Damen genügt die Parforcejagd gar nicht mehr, und so ist denn die Tigerjagd der neueste Sport geworden. So hat die Nichte des Gouverneurs von Nepal, Lady Eva Windham Zinn, vier starke indische Tiger erlegt, deren Reißzähne und Krallen sie in Gold fassen ließ, um sie als Verloques zu tragen. Auch Elefanten werden von englischen Damen in Indien gejagt, und Lady R. S. Dyade, die „englische Diana“, liegt in den Engpässen des Himalaja mit erstaunlicher Ausdauer der Bärenjagd ob.

Bis vor kurzem gab es auch eine „russische Diana“: die junge und schöne Bärenjägerin Grigorjewna Salomonide, die weder Furcht noch Ermüdung kannte und ganz ausgezeichnet schoß. Durch einen unglücklichen Zufall auf der Jagd kam die kühne Russin im April 1895 ums Leben.

In früheren Jahrhunderten waren auch deutsche Frauen dem Jagdsport ergeben. So Maria von Burgund, die Tochter Karls des Kühnen und Gemahlin Maximilians I.; auf einer Reiterjagd im März des Jahres 1482 stürzte sie, wie bekannt, mit dem Pferde und trug eine schwere Verletzung davon, die

bei ihrer standhaften Weigerung, die Hilfe eines männlichen Arztes zuzulassen, in wenigen Tagen ihren Tod herbeiführte. Im siebzehnten Jahrhundert wurde das Fuchssprellen üblich, ein ziemlich barbarisches Vergnügen, bei welchem mehrere Damen ein großes Netz straff gespannt hielten und den darauf gelegten Fuchs so lange in die Höhe schnellten, bis er tot war.

In den Städten dagegen betrieb man mit besondrer Vorliebe das Ballspiel, einen Sport, an dem beide Geschlechter in eigens dazu erbauten Häusern teilnahmen und der, mit einem Tanze schließend, diesem Vergnügen dann den Namen „Ball“ gegeben hat. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde auch der Angelsport in das Programm der Damenbeschäftigung an den Fürstenthöfen und in den Gessellen aufgenommen. Maria Theresia von Neapel, zweite Gemahlin Kaiser Franz I. von Oesterreich, veranstaltete vor etwa hundert Jahren in Laxenburg bei Wien „ein festliches Fischen“, wobei, wie der Chronist meldet, „im Teiche die Hand eines Zauberers zu walten schien. Denn wer von den Gästen die Angelrute auslegte, zog zu seinem Erstaunen aus dem Teich einen in possierliches Kostüm gekleideten Fische heraus. Allgemeine Heiterkeit erregte es, als ein durch seine Grandezza bekannter unvernünftiger Cavalier sogar ein Wickelkind angelte.“

Das Fischen ist heute der Lieblingsport der englischen Königsfamilie. Besonders gilt die Herzogin von Fife als eine berühmte Lachsfängerin, sie hat jüngst bei einem Wettfischen in Mar Lodge vierzig Lachse gefangen. Die Prinzessin von Wales besitzt ein Angelgerät, das die Kleinigkeit von ca. dreißigtausend Mark gekostet hat. Prinzessin Luise fing einmal ganz allein in Princeß Pool in Kanada vier Lachse im Gesamtgewicht von hundert Pfund.

Außerhalb Englands ist der Angelsport der Damen indes ebenjowenig verbreitet, wie etwa das aus Kanada eingeführte Treppenrennen, „staircase-racing“, zu dessen richtigem Betrieb zwei Stiegen erforderlich sind, und zwar zwei ineinander verschlungene Wendeltreppen von acht Stockwerkabteilungen, jede zu fünfundsanzig Stufen, deren Höhe sorgfältig durch den „Treppen-Kennklub“ bestimmt wird. Die beiden Treppenläuferinnen stellen sich am Fuße je einer Treppe auf; ihre Kleidung besteht in einem kurzen, schwarzen Beinkleid, an den Füßen tragen sie Sandalen mit Filzsohlen. Ein lautes Hallo bildet das Zeichen zum Abmarsch, und die beiden Konkurrentinnen eilen nach aufwärts, wobei sie sich mit der rechten Hand auf das Geländer stützen dürfen. Sie nehmen immer zwei Stufen auf einmal, und diejenige, die es länger aushält, ist Siegerin.

Aus Amerika sind überhaupt manche neue Arten des Damensportes zu uns gekommen, so z. B. der Omnibusport. Vor etwa vier Jahren tauchten bei den Wettrennen im



Kleine Gäste. Gemälde von E. Hirschler-Kunwald, München.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11. Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Neue Frühjahrs-toiletten.

(Hierzu Fig. 1-5.)

Die Tage heitrer Geselligkeit sind vorüber gerauscht, und ernste Aschermittwochstimmung nimmt die Seelen gefangen. Aber in diese fallen die ersten längeren Sonnenblicke des nahenden Frühlings, die uns wie eine Ahnung kommender Freude anmuten. Die Sonne schloß mit der Mode einen Kompromiß, und was diese still und im Verborgenen geschaffen, das bringt jene an die Öffentlichkeit und setzt es hier gleich in die rechte Beleuchtung.

Da ist zuerst ein elegantes Kleid aus modifarbenem Tuch mit einem Kragen aus gelbweißem Seidenrips, das Fig. 1 veranschaulicht. Der Rock ist glatt und die Jackentaille mit kurzem, tolligem Schoß gearbeitet. Sie öffnet sich über einer Weste aus weißem Rips mit Tuchapplikationen und Seidenstickerei und ist höchst originell an einer Seite mit Knöpfen, an der andern mit Knopflöchern geziert. Der mit gelbweißer starker Seidenschur umrandete Kragen legt sich oben leicht um. Nicht originell sind die Ärmel, deren Bausch auf dem Oberarm durch einen Kiesel mit Knöpfen zusammengefaßt ist und die sich nach der Hand hin erweitern, wo sie gleichfalls ein Kiesel mit Knöpfen schmückt. — Das Kostüm wird durch ein zierliches Kapotthütchen aus weißem Seiden- und Roßhaar-



Fig. 1.



Fig. 3.

Für das Kleid Fig. 3 hat man buntgemusterten, halbseidenen Stoff in Graugrün, Gelb und Violett gewählt und den Rock weit und faltenreich gearbeitet. Die Toilette erscheint besonders originell durch das mit eckigem Ausschnitt versehene ärmellose Jäckchen aus hellgrauem Tuch, das schräg geknöpft und mit einem kurzen, geschlitzten Schoß gearbeitet ist. Die Taille zeigt einen sehr stark geschweiften Medizistragen aus Tuch, der vorn in spitze Zipfel ausläuft. Er umrahmt eine volle Rüsche aus plissierter cremefarbener Seidengaze, die vorn und auf der linken Seite mit Enden und Schleifen aus violetter Sammet geschmückt ist. Den bauschigen Ärmelpuffen schließen sich Unterärmel an, die die nach der Hand hin sich leicht erweiternde Form haben. — Zu dem Hütchen ist ein feines Geflecht aus gelbem Stroh verwendet, das mit bunten Frühlingsblüten reich garniert ist.

Nicht apart erscheint die Visiten-toilette Fig. 4 aus weckgrüner, sehr glanzreicher Alpaka mit gleichfarbigem, gemustertem Sammet. Sie ist in Prinzessform mit lose überfallenden Jackenteilen gearbeitet. Das Kleid schmückt zu beiden Seiten des spitzen Vorderteils Einsätze aus Sammet, aus dem auch die den Einsätzen sich anschließenden Westenteile, sowie die rund geschnittenen Ueberfallteile der nur mäßig weiten Ärmel gebildet sind. Das Kleid ist mit einem sehr geschweiften Kragen versehen, der einen faltigen Stehkragen umschließt und unter dem hervorfallend an jeder Seite eine Faltendraperie sich befindet, die am vordern Rande der Jackenteile verschwindet. Diese sind mit großen Knöpfen, die Ärmel mit geschlitzten Aufschlägen geziert. — Das Hütchen aus graugrüner Seide zeigt die Form der Wagnermützen und ist mit Sammet und schattierten Federn garniert.

Von einfachem, aber recht vornehmen chic ist das tailor-made-Kleid in Fig. 5 aus kaffeebrauner Alpaka. Die Taille mit angeschnittenem Tütschloß zeigt kurze, spitze Aufschläge, die wie alle Ränder der Taille mit Steppnähten geziert sind. In ihrem untern Teil sind auch die Ärmel in vertikale Falten gesteppt und erst vom Ellenbogen aus fallen viele Falten zu einer vollen Puffe aus, die oben in breite Doppelfalten geordnet und im übrigen eingekräuselt ist. — Vervollständigt wird die hübsche Toilette durch ein cremefarbenes Filzhütchen mit gerader Krempe und reichem Federbusch.

Bezugquellen: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer: Fig. 1, 2, 3; Mme. Gradoz, 67 rue de Provence: Fig. 4, 5.

Boulogner Wäldchen zahlreiche Omnibusse auf, dicht besetzt von jungen, schönen Damen der vornehmen Pariser Welt, die ihren Jour hier im Omnibus abhielten. Freilich waren diese Omnibusse höchst elegant eingerichtet und mit Spiegeln, Divans, sogar mit Gemälden versehen.

Daß jeder mit Bewegung verbundene Sport auf den Organismus günstig einwirkt und daß die Verbesserung der physischen Eigenschaften in der englischen Mittelklasse während dieses Jahrhunderts zum großen Teile der stattgefundenen Wiederbelebung des Sports im Freien zugeschrieben werden muß, ist Thatsache. Viele alte Spiele, wie Hockey und Golf, die im Aussterben waren, sind denn auch wiederbelebt und viele neue, wie Lacrosse, Lawn-Tennis und Radfahren, im Lauf der Zeit verbessert worden.

Der Sport wird heute aber nicht nur in England, sondern allgemein als nützlich und wichtig für die Erziehung eines jungen Mädchens angesehen, und die Vorurteile gegen den vernünftigen Damensport sind gänzlich geschwunden.

Das gilt besonders von dem Alpen- und dem Radfahr-sport. Eine der berühmtesten Hochtouristinnen ist Frau Ballot, die Gattin des Erbauers des Observatoriums vom Montblanc. Nach den Aufzeichnungen dieser Alpinistin hatten bis zum Jahr 1887 bereits einundsiebzig Damen den Montblanc bestiegen; darunter achtunddreißig Engländerinnen, zehn Französinen, drei Russinnen, je zwei Amerikanerinnen, Oesterreicherinnen und Spanierinnen, je eine Deutsche, Italienerin, Dänin u. s. w.

Die rascheste und weiteste Verbreitung hat mit Recht der Radfahr-sport unter den Damen gefunden. In Paris werden nicht selten Damenrennen auf dem Niederrad veranstaltet, Keilen, bei deren einem die Schauspielerin Dupré 15 Kilometer in 28 Minuten zurücklegte. Die deutsche Radfahrerin Frau Caspari legte die 205 Kilometer lange Strecke Nauener-Kreuz in 11 Stunden 53 Minuten, also einen Kilometer in ca. 4 Minuten zurück.

Daß der Radfahr-sport, wenn er ohne Ueberanstrengung von Frauen betrieben wird, eine sehr günstige Wirkung hat, wird heute schon allgemein von den Aerzten zugestanden. So führt Dr. Just Champouinière, eines der Mitglieder der Académie de Médecine zu Paris, in einem jüngst erschienenen Artikel der „Nouvelle Revue“ aus, daß kein anderer Sport, weder das Turnen, noch das Tennisspiel, noch die Fuß-wanderung, noch das Reiten, noch das Schlittschuhlaufen dem weiblichen Körper mehr zuzage, als das Fahrrad. „Die Invasion des Radfahrertums in die moderne Gesellschaft,“ sagt er, „scheint uns bestimmt zu sein, eine Rolle zu spielen, wie sie noch kein System körperlicher Ausbildung gespielt hat.“ In vier Jahren habe sich in Paris die Zahl der Radfahr-erinnen von einigen seltenen Ausnahmen auf mehrere Tausend vermehrt, und das sei nicht eine Modedache, die wieder verschwinden werde. „Die Mode ist um so natürlicher, als die Frauen besser rad-fahren als die Männer. Sie werden zwar den Männern nachstehen, wenn es sich um außerordentliche Leistungen an Geschwindigkeit und Ausdauer handelt, zu denen besondere Kraft gehört; aber für die Ammut, für die Leichtigkeit in den Bewegungen, für die Anpassung und die Regelmäßigkeit derselben ist die Frau auf dem Fahrrad befähigter als der Mann. Die Frau radfährt gut, wie sie gut tanzt. Zudem sie radfährt, trifft sie die gleichen Bedingungen an, wie die sind, welche ihre Ueberlegenheit im Tanze ausmachen.“ Nach der Ansicht Champouinières ist das Fahrrad ein Sport, dem die Frau mit Nutzen und Annehmlichkeit bis ins Alter obliegen kann. Eine Mutter kann gar-nichts Besseres thun, als Mann und Kin-der auf dem Fahrrad begleiten. Gegen die Bleichsucht, gegen die Leibesfülle, giebt es kein besseres und kein müheloses Mittel als das Fahrrad. In geistiger Beziehung stärkt das Fahrrad den Mut, die Gei-stesgegenwart, das Selbstvertrauen und den Verstand. Kurz, das Fahrrad hat nach Dr. Champouinière für die Frau alle Vorteile und keinen einzigen Nach-teil, außer daß sie bei den ersten Studien einige unangenehme Augenblicke zu über-winden hat.



Fig. 2.

geflecht, das mit gelben Rosen und weißem Band geschmückt ist, vervollständigt.

In Fig. 2 sehen wir eine Toilette aus buntdurchwirtem Wollenstoff, der auf hellvioletterm Grunde graue und rosa Muster zeigt. Das Kleid ist mit glattem Rock und einfacher Blusen-taille gearbeitet, die durch einen faltigen violetten Sammetgürtel verbunden sind; dieser schließt hinten mit kurzer, eleganter Schleife. Ueberdies ist die Bluse mit einem Kragen aus weißer Seide geschmückt, der am Rande durchstept, oben mit voller Rüsche aus plissierter weißer Seidengaze abschließt. Vorn, wo der Kragen auseinandertritt, rieselt ein Jabot aus Seidengaze bis zum Gürtel hinab. Die kurzen Ärmelpuffen sind unge-mein weit und in regelmäßige Falten geordnet, die Unterärmel sehr anschließend gearbeitet. — Das runde Hütchen aus gestickten Strohborten in Grau, Violett und Weiß ist mit zartrosa Apfelsblüten, ebensolchem Band und Reifer garniert.



Fig. 4.

Fig. 5.

Moderne Zimmer-beleuchtung.

Nachdruck verboten.

Die gegenwärtige rasche Entwicklung der vielen neuen Beleuchtungsmethoden geben auch dem Nichtfachmann einen deutlichen Begriff von dem Vorwärtsschreiten der technischen Wissenschaften. Ein Blick in den Anzeigenteil einer Tageszeitung führt unmittelbar hinein in den Kampf um die beste und zweckentsprechendste Beleuchtungsart. Den mächtigsten Anstoß zu dieser Entwicklung ohnegleichen gab wie in so vielen technischen Gebieten auch hier die jugendfrische Königin: die Elektro-technik.

Das elektrische Licht zwang die Beleuchtungstechniker aller Zweige zu energischer Thätigkeit, um sich dem gefährlichen Konkurrenten gegenüber zu erhalten. Bis dahin war es das Del, das Petroleum, die Kerze und das Gas unter Verwendung der einfachen Brenner, die als Lichtquellen dienten. Alle diese Körper und auch die, welche wir jetzt, mit Ausnahme der Elektrizität, zu Beleuchtungszwecken benutzen, gehören ein und derselben großen Klasse von Stoffen an, die von den Chemikern als Kohlenwasserstoffe bezeichnet werden. Es sind Verbindungen, wie der Name es auch schon sagt, die sich in den mannigfaltigsten Zahlenverhältnissen aus den Elementen Wasserstoff und Kohlenstoff zusammensetzen. Der Unterschied zwischen den alten und den neuen Beleuchtungsmethoden liegt also — wiederum mit Ausnahme der Elektrizität — nicht in den Stoffen, sondern in der Art, wie man gelernt hat, die Stoffe zu einem bestimmten Zweck auszunutzen.

Neues vom Büchertisch.

Vergast man durch Anzünden eines Dochtes Talg, Wachs, Stearin, Spiritus oder Petroleum, so erhält man Gasgemenge, die alle der Familie der Kohlenwasserstoffe angehören und die in sich eine hohe Leuchtkraft bergen.

Um zu verstehen, wie es den Technikern gelang, die Körper zur höchsten Leuchtfähigkeit zu zwingen, müssen wir zunächst die physikalischen Eigenschaften der Flammen studieren oder kurz die Frage beantworten: wie und warum leuchtet ein Gas?

Eine Flamme ist ein glühendes Gas, das in drei Erscheinungsformen, als Licht, Wärme und chemische Energie, sich äußert. Den chemischen Vorgang zeigt beispielsweise in sehr lästiger Art die Gasflamme mit altem Brenner.

Die Beleuchtungstechniker, insbesondere die Gasingenieure, hatten bis etwa zum Schluß der siebziger Jahre mit einer gewissen bequemen Lässigkeit sich ihren Arbeiten gewidmet. Dieses idyllische Dasein wurde durch die Nachricht gestört, daß es in den Vereinigten Staaten mehreren Technikern, vorzüglich dem rühmlichst bekannten Maxim, gelungen sei, eine kleine elektrische Lampe zu konstruieren, die durch ihr angenehmes Licht alle andern Lichtquellen aus dem Felde schlage.

Eine elektrische Glühlampe besteht aus einem luftleeren birnenförmigen Glasgefäß, in das ein Kohlenbügel eingefügt ist. Wird durch den Kohlenbügel ein starker elektrischer Strom gesendet, so erhitzt er sich bis zur Weißglut und spendet das uns jetzt allen bekannte ruhige, schöne Licht.

Neben ihrer eleganten Erscheinung zeigt sich die elektrische Glühlampe auch in hygienischer Hinsicht ohne Konkurrenz, denn sie allein sendet keine chemischen Stoffe wie alle andern Beleuchtungskörper in die Luft.

In verhältnismäßig kurzer Zeit haben sich die Gasingenieure aber von ihrer Niederlage erholt. Ja, es ist ihnen durch die Erfindung des Gas-, Spiritus- und Petroleumglühlichtes sogar gelungen, für den Augenblick einen wirtschaftlichen Sieg über das elektrische Glühlicht zu erringen.

Das Auerische Glühlicht beruht auf einer im Grunde genommen nicht neuen Idee. Es wird durch eine sehr heiße, lichtlose Flamme ein Fremdkörper in Weißglut versetzt.

Die hohe Temperatur, welche in dieser Weise erzeugt wird, zerstört die kleinen Kohlentheilchen, die das Gas ausscheidet, und vernichtet damit seine Leuchtfähigkeit.

Auer imprägnierte ein Baumwollgewebe mit Verbindungen der sogenannten unverbrennbaren Erden, von denen wir das Birkon, Yttrium, Didym und Lanthan anführen wollen.

Neben einer zentralen Beleuchtung, wie das Gaslicht sie darstellt, bedarf man in der Häuslichkeit auch der beweglichen Lampen. Das hat zur Konstruktion der Petroleum- und Spiritusglühlampen geführt.

Eine solche besteht aus einer gewöhnlichen Lampe, deren Bassin mit Petroleum oder Spiritus gefüllt ist. Aus ihm wird die Flüssigkeit mittels eines Dochtes, der sich innerhalb einer Röhre befindet, hochgejagt und durch eine kleine Seitenlampe vergast.

Jetzt pflegt mit der Saugröhre gewöhnlich ein kleiner Kessel verbunden zu sein, damit man auch bei der Bewegung der Lampe über die entsprechende Gasmenge verfügen kann.

Ein Uebelstand lag bei den Spiritusglühlampen in dem unangenehmen Geruch, den der denaturierte Spiritus hervorruft; um das zu vermeiden, setzt man ihm etwas Rosmarinöl hinzu.

Seit lange kennen die Techniker im Acetylen einen Kohlenwasserstoff, dessen Leuchtkraft etwa fünfzehnmal so hoch ist wie die des gewöhnlichen Gasometergases. Der Körper war aber bisher zu teuer, um im großen Verwendung finden zu können.

Die helle Acetylenflamme ruft sehr stark in unsern gewöhnlichen Brennern; man muß sich daher besonders konstruierter Brenner bedienen.

Es hat sich bei weiteren Versuchen als vorteilhaft ergeben, Mischungen von Leuchtgas und Acetylen zu verwenden. Man kann auf diese Weise die Leuchtkraft der Flamme beliebig verändern.

Es geht wir am Schluß unserer Betrachtungen zur Kostenfrage über. Wir wollen ein für allemal bei der Preisangabe die Lichtmenge als Einheit nehmen, welche eine der gewöhnlichen elektrischen Glühlampen, wie wir sie überall beobachten können, in der Stunde ausstrahlt.

Danach stellt sich der stündliche Lichtverbrauch für die Gasglühlampe auf 0,7 Pfennig, für das Spiritusglühlicht auf etwa 2,5 Pfennig. Die gewöhnlichen Petroleumlampen verbrennen in der Stunde für 2, die mit Rundbrennern ausgestatteten für 2,5 Pfennig Petroleum.

Neuerdings haben viele Fabriken die elektrischen Vogenlampen, die bisher nur in großer Form zur Beleuchtung von Straßen, Bahnhöfen u. dergl. dienen, so klein gebaut, daß sie auch zur Zimmerbeleuchtung Verwendung finden können.

Ordnen wir die vorstehenden Angaben in der Weise, daß die Beleuchtungsarten einander folgen, wie der Preis steigt, so ergibt sich die Reihe: elektrisches Vogenlicht als billigste Beleuchtungsart, dann Gasglühlicht, Spiritusglühlicht, Petroleum, Gaslicht mit gewöhnlichem Brenner, elektrisches Glühlicht und Acetylen.

Abendstimmung.

Nachdruck verboten.

Ich ging allein am Abend Die öde Straf' entlang, Die Sonne war im Scheiden, Ein Hirt von ferne sang.

Kein Haus, kein Baum zu sehen, Dem Aug' schien alles tot, Ein Kreuz nur an dem Wege, Gefüllt vom Abendrot.

Beim Kreuze blieb ich stehen, Mir wurde bang zu Mut, Ein leises Weh durchzog mich, Ich nahm vom Kopf den Hut.

Ich dachte eines Hügel, Mit schlichtem Kreuz geschmückt, Vor dem ich oftmals kniete, Von tiefem Weh gedrückt.

Es rollte eine Thräne Still über meine Wang', Und leise kam von ferne Der Abendglocke Klang.

Franz Flotj.

Anzeigen.

Aleynige Annoncen - Annahme Rudolf Mosse, Berlin S.W. und dessen Filialen.

LOHSE'S Maiglöckchen - Taschentuch-Parfüm - Seife - Puder - Toilette-Wasser - Brillantine - Eau de Cologne. Nur ächt mit der vollen Firma des Erfinders Gustav Lohse Berlin, 45/46 Jäger-Strasse.

Plissiren und Gaufriren, sowie Fächerfalten-Plissé bis 1 Meter breit, von Tüll, Spitzen, Seidenstoffen etc., für Confection und Hutputz, besorgt bei bester Ausführung C. H. Reichel, Leipzig. Rüschenfabrik, Langestr. 13/15.

Au! - Führungen jeder Art und für alle Gelegenheiten in Vereinen u. Familien. 700 Theaterstücken 1. März 25 Pf. Kataloge gratis. Theaterverlag G. Bloch, Berlin G. 2.

Seidenstoffe - direct an Private - ohne Zwischenhandel - in allen existierenden Geweben und Farben von 1 bis 13 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten.

Schering's Pepsin-Essen - nach Vorschrift von Geh. Rath Dr. D. Knebel, befreit binnen kurzer Zeit Verdauungsbeschwerden, Godbrennen, Magenverschleimung, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

In Erinnerung an den am 12. Januar d. J. gefeierten 150. Geburtstag Johann Heinrich Pestalozzis verdient aus dem Tagebuch der Königin Luise eine Stelle hervorgehoben zu werden, welche sowohl für die edle Frau, als auch für den großen Pädagogen ehrendes Zeugnis ablegt. Sie lautet: „Ich lese jetzt ‚Kienhard und Gertrud‘ von Pestalozzi. Es ist mir wohl in diesem Schweizerdorf. Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in einen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit. Ja, in der Menschheit Namen danke ich ihm!“ Dieser Begeisterung der Königin für den edlen Schweizer, welche sich zum Teil auch auf den König übertrug, ist es zuzuschreiben, daß im Jahre 1811 eine Anzahl junger Männer, z. B. Preuß, Klawerau, Genning, Dreist u. s. w., nach Jfferten geschickt wurde, um den Geist der Pestalozzischen Erziehungs- und Lehrart an der richtigen Quelle zu schöpfen. Bekanntlich waren es diese Männer, welche später in die leitenden Stellen der preussischen Seminare und der Schulverwaltung einrückten und im Verein mit ihren Schülern die preussische Volksschule auf jene Höhe brachten, auf der sie so lange Zeit hindurch unerreicht dastand.

Wegen der Befegung von Oberlehrerinnenstellen in Preußen bleiben nach der neuen Verfügung des Unterrichtsministers (vom 31. Mai 1894) die Lehrerinnen, die bei Erlaß dieser Verfügung bereits Befähigungen erworben hatten, in deren Besitz. Die angestellten Lehrerinnen, die damals die Befähigung zum Unterrichten an höheren und mittleren Mädchenschulen schon erlangt hatten, können also in neu geschaffene Oberlehrerinnenstellen aufrücken, ohne daß von ihnen noch die Ablegung der wissenschaftlichen Prüfung der Lehrerinnen gefordert wird. Erst für solche Lehrerinnen, die nach dem Jahre 1894 die erwünschte Befähigung erworben haben, ist das Aufrücken in eine Oberlehrerinnenstelle von dem Bestehen der wissenschaftlichen Prüfung der Lehrerinnen abhängig zu machen.

Eine internationale Bibliothek für die Frauenfrage beabsichtigt der Verein „Frauenwohl“ in Berlin zu begründen. Die Benutzungsordnung soll auch Fernwohnenden die Möglichkeit sichern, sich der Bibliothek nach Bedürfnis zu bedienen. Der Verein wendet sich daher an die deutsche Frauenwelt mit der Bitte, ihn durch Zuwendung von Mitteln, sowie Uebersendung von Büchern zu unterstützen. Die Sendungen sind an die Vorsitzende Frau Schulrat Gauer (W. Mittelbedstr. 21), an die Schriftführerin Frä. Walter (S. Ritterstraße 13) oder an die Kassiererin der Bibliothekskommission Frä. Perwo (NW. Rathenowerstr. 94) zu richten.

Die Sammlungen für die ostpreussische Volksdichterin Frau Johanna Ambrosius haben insgesamt rund 7400 M. ergeben. Die Dichterin verzichtete auf den ihr angebotenen Neubau eines Hauses, ließ sich vielmehr daran genügen, nur das alte Strohdach ihres kleinen Bauernhauses unterbauen zu lassen. Der Rest des Geldes wurde von ihr als Notgroßes für die Zukunft ihrer Kinder bestimmt.

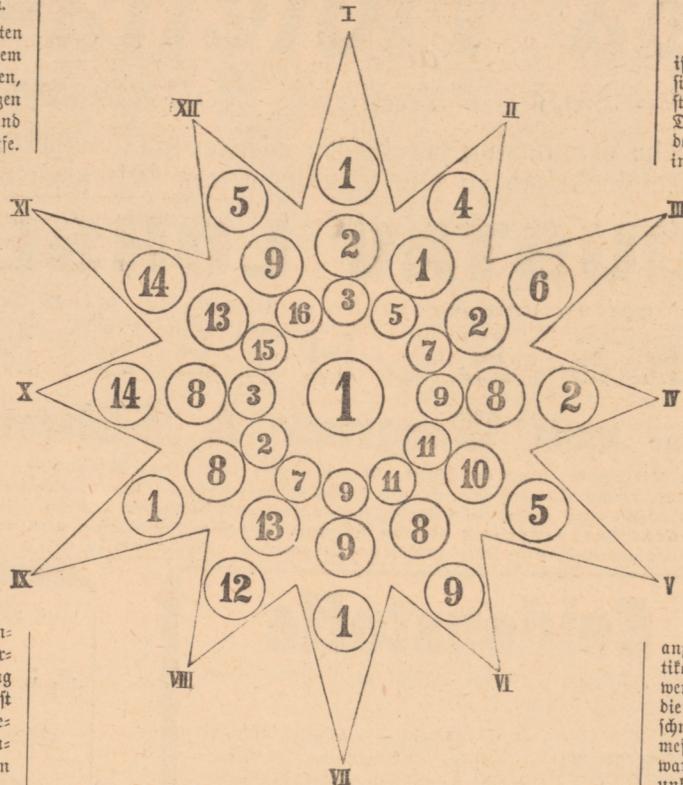
Der Wiesbadener Verein vom Roten Kreuz, der bereits mehr denn zehn Jahre besteht, arbeitet jetzt mit über sechzig Schwestern. Seit einigen Jahren werden dort auch Pensionärinnen aufgenommen, die die Krankenpflege nicht zu ihrem Lebensberuf machen, aber alle wissenschaftlichen und praktischen Kenntnisse in der Krankenpflege erlernen wollen. Der Pensionspreis beträgt 50 M. monatlich; die weiteren Bedingungen sind durch den Vorstand des Vereins (Antonie Daffner, Wiesbaden, Schöne Aussicht 15) zu erfragen.

Die erste landwirtschaftliche Haushaltungsschule, in Nebra a. U. im J. 1888 begründet, hat so außerordentliche Erfolge aufzuweisen, daß mit der Errichtung weiterer Schulen dieser Art vorgegangen werden soll. Der Staat hat die Summe von 80 000 M. dafür bewilligt. Die zweite landwirtschaftliche Haushaltungsschule wird in Wittenberg errichtet.

Die vielgesuchte Nadelspitze aus Youghal in Irland verdankt ihre Beliebtheit der kürzlich verstorbenen Schwester Mary Regis im Nonnenkloster zu Youghal. Ihre feinsinnigen, geschmackvollen Entwürfe für diesen Kunstzweig erregten überall großes Aufsehen. Die höchste Bewunderung erlangen die Spitzengarnitur für das Brautkleid der Herzogin von York, deren Muster Schwester Mary entworfen hatte; sie wurde mit 4000 M. bezahlt und gilt für ein Kunstwerk ersten Ranges.

Die Kaiserin von Japan beabsichtigt, das Theater in ihrem Lande vollkommen zu reorganisieren. Auch darin soll Europa nunmehr den Ton angeben, und die Kaiserin hat den Auftrag gegeben, die Perlen des klassischen und modernen Repertoires aller Völker ins Japanische zu überlegen. Diese sollen dann aufgeführt werden, und zwar sollen — ein auf der japanischen Bühne unerhörter Fall — die Frauenrollen von Frauen und nicht mehr, wie bisher, von Männern dargestellt werden. Bei den Uebersetzungen handelt es sich mehr um Bearbeitungen, die dem Empfinden des japanischen Volkes näher gerückt sind. Die Kaiserin erhofft von ihrer Reform einen bedeutenden Einfluß auf die japanische Dichtkunst, die ja durch zahlreiche und nicht unbedeutende Dramatiker vertreten ist. Unter den bereits überlegten Stücken befinden sich: „Hamlet“, „König Lear“, „Deipnus“ und „Die Braut von Messina“.

Arithmogriph.



Werden die Zahlen des Arithmogriphs durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so erhält man zwölf Wörter, welche aus je vier Buchstaben bestehen und einen gemeinsamen Endlaut haben. Die Anfangsbuchstaben der zwölf Wörter ergeben den Namen einer gezeigten Künstlerin.

Die einzelnen Wörter (aber in anderer Reihenfolge) bezeichnen: I. Eine Göttin der Römer, II. eine der Hauptrollen in Schillers „Don Carlos“, III. ein Instrument, IV. eine der Hauptrollen in einer Oper von Richard Wagner, V. einen Herzog, VI. einen König, VII. eine der Hauptrollen in einem Roman von Berthold Auerbach, VIII. ein Kleidungsstück, IX. den Befehlshaber eines südamerikanischen Staates, X. eine der Hauptrollen in der Oper „die lustigen Weiber“, XI. einen Saal, XII. eine der Hauptrollen in Lessings „Nathan der Weise“.

Rätseldistichon.

Oft von dem Ersten getroffen verwehlet das Zweite geschwinde. Willst du das Ganze nicht sein, biete dem Spötter nicht Stoff.

Anagramm.

Aus zwei gegebenen Wörtern ist durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. So entsteht z. B. „Reichskanzler“ aus „Kranz“ und „Schleier“. In derselben Weise bilde man aus: 1. „Norma“ und „Dufe“ ein Werk von Franz Schubert. 2. „Lira“ und „Leine“ die Bewohner eines europäischen Königreichs. 3. „Tod“ und „Natur“ einen Namen in dem Titel eines Werks von Schiller. 4. „Stuhl“ und „Aben“ eine der Personen in einem Drama von Kleist. 5. „Thale“ und „Sieb“ eine der Personen in einer Oper von Wagner. 6. „Ein“ und „Wort“ eine Weinsorte. 7. „Meran“ und „Sund“ einen deutschen Schriftsteller und Dichter unsrer Zeit. 8. „Niger“ und „Mahl“ einen deutschen Dichter. 9. „Buche“ und „Aar“ einen deutschen Schriftsteller. 10. „Kern“ und „Leu“ eine verwandtschaftliche Bezeichnung. 11. „Asien“ und „Kind“ eine große Insel.

Sind die richtigen elf Wörter gefunden, so nennen ihre Anfangsbuchstaben einen Dichter unsrer Zeit.

Auflösung des Füllrätsels Seite 71.

Grid with letters: K T I H, K a i s e r, T i v o l i, I s o l d o, H o l d i n, r i e n

Auflösung des vierfüßigen Rätsels Seite 71.

Affenthaler.

Auflösung des Wechselrätsels Seite 71.

Eule, Dahn, Aller, Kachen, Senne, Lade, Ludwig Umland.

Allerlei fürs Haus.

Das Ritten im Haushalte. Das Ritten von Gegenständen aller Art ist eine Aufgabe, der sich kaum eine Hausfrau ganz entziehen kann. Es sind häufig im Gebrauch und durch Gewöhnung liebgeordnete Gegenstände, die dieser Fürsorge im Invaliditätsfalle nicht entbehren wollen. Denn obgleich sie an Wert vielleicht leicht zu ersetzen wären, so weiß man doch, wie ungen man sich oft von Kleinigkeiten trennt, die man täglich in Benutzung hatte. Häufig aber auch handelt es sich um Wertgegenstände, die durch eine kleine Reparatur als Schaustücke verwertbar bleiben können, deren Ueberantwortung an einen Handwerker zur Reparatur aber schwer zugänglich ist. Da ist die Hausfrau selbst der beste Handwerker. Um mit Erfolg das Ritten selbst bewerkstelligen zu können, diene folgende Anleitung. Kann man einen zerbrochenen Gegenstand nicht sofort der Prozedur des Rittens unterziehen, so bewahre man die Stücke vorzüglich einzeln in Seidenpapier gewickelt auf, bis man das Ritten vornehmen kann. Denn der Grund des häufigen Mißerfolgs beim Ritten, selbst wenn es noch so sorgfältig ausgeführt wird, ist fast immer der, daß die Bruchflächen bestaubt, oder von dem Gefäßinhalt vollgeseigt, oder durch die Berührung mit den Händen, die immer etwas fettig sind, beschmutzt waren, so daß der Kitt nur schwer oder garnicht haften kann. Daher gilt die Grundregel, nur ganz reine Bruchflächen zu kitteln und den Kitt ganz dünn aufzutragen, wodurch die Bruchstelle nur wenig erweitert und eine größere Dauerhaftigkeit der Kittstelle erzielt wird. Sind die Bruchflächen nicht mehr sauber, so wäsche man sie mit warmer Sodalauge gründlich ab und spüle mit Wasser reichlich nach, um sie dann, vor Staub und vor jeder Berührung mit der Hand geschützt, zu trocknen. Bei Gegenständen von Glas, Porzellan, Bernstein, Horn, Elfenbein, Fischbein, Schildpatt oder Perlmutter erwärmt man sobald die Bruchflächen über einer nicht ruhenden Flamme (Spiritusflamme) leicht, bestreicht jede der beiden Flächen mit dem anzuwendenden Kitt, von dem unter den Bezeichnungen Fischleim, Syndeton, Palackkitt, Universalkitt, Diamantkitt u. a. verschiedene mehr oder weniger empfehlenswerte Sorten im Handel zu haben sind, und brückt die Bruchstücke thunlichst fest aneinander, wenn möglich durch Zusammenschneiden. Der austretende Kitt ist durch Abstreichen mit einem Federmesser sofort zu entfernen und der Gegenstand an einem lauen, niemals warmen Orte zum Zwecke des Trocknens möglichst lange unberührt und unbewegt stehen zu lassen. — Will man, um des Erfolgs sicher zu sein, einen Kitt (Diamantkitt) von vorzüglicher Klebkraft selbst herstellen, so verfähre man wie folgt (die Materialien dazu sind in allen Droguenhandlungen erhältlich): 5 Teile beste Hausenblase werden mit einer Schere fein zerschnitten und in warmem Wasser aufgeweicht; das überflüssige Wasser wird, nachdem es eine Nacht hindurch auf der Hausenblase gestanden, von den aufgequollenen Teilen entfernt und in einer Schale, die man in einem Wasserbade erhitzt, mit 45 Teilen reinem Wasser übergossen. Ist durch Erwärmen die Hausenblase gelöst, so setzt man 1 Teil Ammoniakgummi und 40 Teile feinsten 96grädigen Spiritus hinzu und erwärmt unter Umrühren weiter. Nach erfolgter Lösung mischt man das Ganze mit einer Lösung von 1 Teil Mastix in 25 Teilen starkem Spiritus. Durch Umrühren wird die Mischung alsbald gleichmäßig und kann zum Kitt verwenden finden. Um gekittete Bruchflächen bei gefährlichen Gegenständen möglichst unkenntlich zu machen, färbt man den Kitt mit einer passenden Farbe bis zur Erzielung der erforderlichen Nuance.

H. Um Harzreste aus der Wäsche zu entfernen betupfe man sie mit Terpentinöl, reibe sie aus und wiederhole dies nötigenfalls mehrmals, bis das Gewebe unter dem Fleck ganz weich geworden ist. Dann wäsche man es mit Spiritus und zuletzt mit Seifenwasser aus.

Wirtschaftsplaudereien.

Isolierplättchen mit Isoliersicht aus Asbest. Das neue Plättchen besitzt äußerlich im wesentlichen die bekannte Form der Plättchen und wird auch in üblicher Weise durch einen glühenden Bolzen erhitzt. Dagegen ist der Innenraum in anderer Weise nach den Seiten und nach oben hin durch eine Asbestwand abgeschlossen, so daß die Hitze verhindert wird dorthin auszusstrahlen und vollständig auf den Boden konzentriert bleibt. Es ist infolgedessen für das neue Plättchen ein kleinerer Bolzen als bei Anwendung der gewöhnlichen Plättchen erforderlich, ein Bolzen, der in sehr kurzer Zeit gebrauchsfertig wird und der, bei der Unmöglichkeit eines Wärmeverlustes durch Ausstrahlung, nur äußerst langsam erkaltet. Das Auswechselln der Bolzen ist also hier nur selten notwendig, und es tritt eine erhebliche Ersparnis von Brennstoff und Mühe ein. Ein weiterer Vorzug der Isolierplatte besteht darin, daß Hand und Gesicht können und Brandwunden beim Berühren der Oberseite ausgeschlossen sind. Das Eisen ist ferner außerordentlich haltbar und zweckmäßig konstruiert; es läßt sich vollkommen auseinandernehmen, so daß man jeden einzelnen Teil, falls eine Reparatur notwendig werden sollte, bequem ergänzen kann. Hinten ist es abgerundet, um auch als Glanzplättchen dienen zu können. Das neue Plättchen wird in folgenden Ausführungen vorrätig gehalten: mit Emaillelack schwarz 6 M., vernickelt 7 M.; das Paar passender Bolzen kostet 2 M. (Bezugquelle: Magazin des kgl. Postlieferanten E. Sohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.)



Patent Myrrholin-Seife

einzig in ihrer Art. Von über 2000 deutschen Professoren und Aerzten als Specialseife zur Hautsprungene, spröde, rothe, unreine Haut, Finnen, Pusteln, Schorf, wärmstens empfohlen. Man lese die Berichte. Ueberall für 50 Pfg. käuflich; nach Orten ohne Niederlage sendet Flügge & Co. in Frankfurt a. M. 6 Stück franco gegen Mk. 3.—.

Das beste u. berühmteste Toilettpuder VELOUTINE FAY EXTRA POUDE DE RIZ mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Unschädlich abschl. sicher ist ENTHAARUNG nur durch Antikrinin. Original-Dose geg. M. 2.20 in Marken bei Dr. Perl & Co., Berlin, Scharnhorststr. 8. Kanarienvogel, größtes Postgeschäfts nach allen Orten Europas. Tausende edle Sänger auf Lager. Preis-Katalog frei. W. Günneke, St. Andreasberg i. Harz.

Foulard-Seide sowie weisse, schwarze u. farbige Seidenstoffe jed. Art zu wirkl. Fabrikpreisen unter Garantie für Aechtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direktste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungs-schreiben. Muster fco. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz. Adolf Grieder & Co. Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich Königl. Spanische Hoflieferanten.

Lohse's La Violette-Muguet

Taschentuch-Parfüm — Seife — Puder — Toilette-Wasser — Riechkissen.

Hervorragende Neuheit!! Eine glückliche Vereinigung der beiden edelsten Blüthendüfte, des italienischen Veilchens mit dem köstlichen Maiglöckchen zu einem Bouquet von überraschender Feinheit und Fülle des Aromas.

45/46 Jägerstr., Berlin. • **GUSTAV LOHSE** • Berlin, Jägerstr. 45/46.
Königlicher Hoflieferant. — Königlicher Hoflieferant. —

Käuflich in allen Parfümerien, Drogerien und Apotheken, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

WAGNERS ECHTES MERINO.

Die Echten Merino-Strickgarne von **Wagner & Söhne in Naunhof i. S.**

sind gesundheitlich das Beste und im Gebrauch das Billigste, was es giebt. Hergestellt aus einer Mischung von bester Wolle und Baumwolle, sind sie besser als reine Wolle, da sie nicht einlaufen und filzen, besser wie reine Baumwolle, da sie nicht hart werden. Sie bleiben stets weich und geschmeidig, sind äusserst angenehm und unerreicht haltbar im Tragen, erhitzen die Haut nicht und nehmen den Schweiß gut auf, ohne zu kälten. Sie sind deshalb für jede Jahreszeit gleich vorthellhaft und empfehlenswerth, und wer sie nur einmal versucht hat, trägt nur solche wieder. Wegen der vielen und minderwerthigen Nachahmungen bitten wir beim Einkauf ganz genau auf die nebenstehende Schutzmarke zu achten. Zu haben in allen besseren Garnhandlungen.

Seidenstoffe

liefert zoll- und portofrei billigt an Private robenweise und in ganzen Stücken.

Schwarze, glatt und gemustert in ca. 350 verschiedenen Dessins und Qualitäten, garant. echte Färbung (unbeschwert).

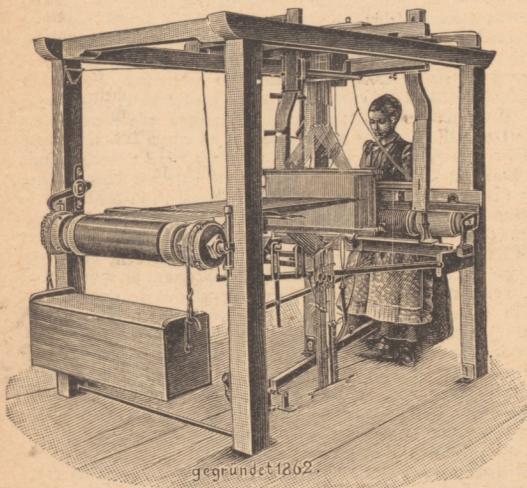
Weisse, Spezialität für Brautkleider.

Neuheiten für Gesellschafts- und Abendtoiletten in grössten Variationen, wie: Taffetas chiné, jaspé, piqueté, épinglé, pékiné, rayé, damier und glatt. Brocatelles, Bengalines, Cristallines, Cachemire moderne, Liberty silk, Foulards. Ballstoffe.

J. SPOERRI, Zürich

(ältestes Seidenhaus der Schweiz).

Muster umgehend. — Dopp. Briefporto nach der Schweiz.



gegründet 1862.

Zur Pflege der HAUT Unübertroffen
ist für den
das beste Produkt **TEINT**
die und für die Toilette
des Gesichts
und der
Haende *Simon*
echt mit der Unterschrift:

Sarg's anerkannt unentbehrliches Zahnputzmittel



Sehr praktisch auf Reisen. — Aromatisch erfrischend. Anerkennungen aus den höchsten Kreisen liegen jedem Stücke bei. Zu haben bei den Apothekern, Droguisten, Parfumeurs etc. à 60 Pf.

Catarrh. Husten
Emser Pastillen
gewonnen aus den Salzen der König Wilhelms Felsenquellen
BAD EMS
Die Administration der Felsenquellen
Heiserkeit Verschleimung
Jede Schachtel der aus den Salzen der König Wilhelms-Felsenquellen bereiteten echten Emser Pastillen ist mit einer Plombe versehen. Man verlange daher stets „Emser Pastillen mit Plombe!“

Toile d'Alsace
ist der denkbar beste und dauerhafteste Hemdenstoff. Proben sofort zu Diensten!
Carl Philippson, Mülhausen i. E. 21.

Sie sparen
auf die Hälfte, wenn Sie Ihre Handschuhe, Strümpfe und Socken
bei **Paul E. Droop, Chemnitz 3.**
Gütel-, Stoffhandschuh-, Strumpf-Fabrik, beziehen. Versand nur direct an Private. Illust. Katalog gratis u. franco an Diensten.

Echte Briefmarken.
100 überseeische M. 2.—
50 orientalische „ 1.50
8 Columbus „ 1.75
Alle verschieden!
Porto extra!
Preisliste kostenfrei!
CARL GEYER & Co., AACHEN.
Briefmarken-Grosshandlung.

Teppiche!
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare à 5, 6, 8, 10 bis 100 M. Prachtatlas gratis!
Sophalstoff-Reste
einfarbig u. bunt spottbillig. Proben franco.
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre** BERLIN S. Oranienstr. 158.
Billigste Bezugsquelle für
Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Flach- u. Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmaleri-Vorlagen auf Papier u. direkt auf Holz gedruckt. Preisocourant mit 1200 Ill. über 1000 Nrn., auch über Werkzeug und Materialien für 30 Pf. Briefm.
Mey & Widmayer in München.

Damen!
die einen größeren Bekanntheitskreis besitzen, erhalten lohnenden Nebenverdienst durch Verkauf von Damenkleiderstoffen u. i. v. nach Mustern an Private. **Paul Louis Jahn,** Fabrik u. Versandgeschäft, Greiz 18.
Musikinstrumente
Beste und billigste Bezugsquelle für
Jul. Heinr. Zimmermann, Musikexport, Leipzig. Illustr. Preisliste gratis!

LANOLIN
Toilette-Cream
LANOLIN
In den Apotheken und Drogerien.
In Dosen à 10, 20 u. 60 Pf., in Tuben à 40 u. 80 Pf.
Unübertroffen als Schönheitsmittel und zur Hautpflege.
Nur echt mit Marke „Pfeifling“.

Schweizer Seide
Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . . . ca. 80
Seiden-Webstühle (Handstühle) . . . ca. 24,000
Seiden-Webstühle (mechanische) . . . ca. 8,000
Seidenstoff-Produktion per Jahr . . . ca. 30,000,000 Meter.
Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in schwarz, weiss und farbig von 55 Pfg. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen frankierte Retour-Adressen bei.
Die gewählten Stoffe senden wir porto- und steuerfrei in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.
Schweizer & Co., Luzern (Schweiz),
Seidenstoff-Export.
Seidene Ballstoffe.

Unentbehrlich für Kinder!!
— **Heureka-Steckkissen** —
Dasselbe ist von I. ärztlichen Autoritäten als „das Beste für Kinderpflege“ empfohlen und wird massenhaft gekauft. Nass- oder Wundliegen des Kindes unmöglich!
— **Krankenmatratze „Heureka“** —
eine wahre Wohlthat für jeden Kranken! Ersetzt Luftkissen, Wasserkissen, Unterlage, verhindert Wundliegen und schon die Bettwäsche.
— **Heureka-Damenbinde** —
Waschbar. Unverwundlich. Neues System, ärztlich bestens empfohlen und sehr beliebt.
Schachteln à 3 und 6 St. Preis 3 M. und 5.60 M. mit Gürtel. Für kleinere Beträge erbitten Vorauszahlung in Postmarken.
— **Reform-Binde.** — Kissen. Neue Füllung. Grösste Aufsaugungsfähigkeit. Praktisch, bequem u. billig. Preis pr. Packet 1.10 M., Gürtel 60 A. Beste Kissenbinde. Man verlange gef. Prospekte dieser Artikel.
H. Brupbacher & Sohn, Zürich.

Prüfet Alles — Behaltet das Beste!!!
“VICTORIA-” Nähmaschinen
Gegr. 1863 aus der Fabrik Gegr. 1863
Eingetr. Schutzmarke
Waarenzeich. 8698
Zu haben in fast allen Städten bei den Alleinvertretern.
Wenn an irgend einem Platze nicht vertreten, giebt die Fabrik die nächste Bezugsquelle an.
sind aus bestem Material,
— aufs Sorgfältigste justirt,
— mit patent. Verbesserungen,
— im höchsten Grade vollkommen,
— dauerhaft und leistungsfähig,
arbeiten schnell, geräuschlos, leicht, sicher und liefern einen wundervollen Stich.
Man achte auf die Fabrik-Marke.
D. R.-No. 70693 D. R.-G.-M. Engl. Pat. Amerik. Pat. Franz. Pat. Pat. „ 72170 No. 6600 No. 3235 No. 511539 No. 227966

Wer Damen-Mantelstoffe
zu Fabrikpreisen kaufen will, verlange meine Mustercollection. Dieselbe enthält das Neueste in Regenmantelstoffen, farbigen Tuchen, Covert-Coats und Noppenstoffen; eine reiche Auswahl wollener und seidener Ripstoffe, Crêpons, Chevots, Foulé- und Ramagé-Stoffe. Imprägnirte Staubmantelstoffe in allen Preislagen, Costume und Lodenstoffe, Bezugstoffe für Röder und Abendmäntel, sowie schwarze und farbige Zanella.
Schneidermeister und Modistinnen
erhalten diese Collection, welcher die neuesten Modebilder beigelegt sind, umsonst und franco zum Auslegen in ihrem Atelier, Private zur Auswahl ihres Bedarfs, mit genauer Angabe des Gewinnschichten, kostenfrei zugesandt.
Siegmund Mendelssohn,
Fabrik moderner Damen-Mantelstoffe
Berlin C., Stralauerstrasse 12.